Barnum's Leben.

Von ihm ſelbſt geſchildert.

Deutſch

von

W. E. Drugulin.

Vierter Band.

Leipzig, 1855.
Verlag von Chriſtian Ernſt Kollmann.

Erſtes Kapitel.

Die Jenny Lind Speculation.

Abſendung eines Agenten nach Europa. — Engagements-Bedingungen. — Der Contrakt. — Eine Ueberraſchung. — Ratification des Vertrags. — Ein wohlfeiles Portrait. — Vorbereitungen. — Erſtes Zuſammentreffen mit Jenny. — Die Landung. — Waſſer contra Wein. — Ein neuer Vorſchlag. — Jenny's Wohlthätigkeit. — Das erſte Concert. — Enthuſiaſtiſcher Empfang. — Kleine Leiden. — Gewandtheit. — Die Preſſe. — Einnahmen. — Ein ergreifender Vorfall. — Eine Liſt. — Die Macht der Einbildungskraft. — Präſident Fillmore. — Clay, Caß, Webſter und Benton. — Waſhington's Grab. — Der Händedruck. — Eine extemporirte Kellnerin. — Der Weihnachtsbaum. — Feierliche Augenblicke. — Jenny in Havanna. — Ein Triumph. — Erholung. — Bivalla und ſein Hund. — Das Wunderthier. — Auf dem Miſſiſſippi. — Der myſtificirte Barbier. — Die Einſiedelei. — Der Aprilnarr. — Noch eine Liſt. — Doch behumbugt. — Unnütze Revolver. — Schluß des Engagements. — Jenny's Verheirathung. — Wohlthätigkeitsconcerte. — Preis der Billets. — Totaleinnahme der Concerte. — Jenny Lind's Einnahme.

Im October 1849 faßte ich zuerſt den Gedanken, Jenny Lind nach Amerika zu bringen. Ich hatte

ſie niemals ſingen hören, da ſie in London einige Wochen ſpäter angekommen war, als ich daſſelbe mit General Tom Thumb verlaſſen hatte. Mir genügte jedoch ihr Ruf. Ich ziehe meine Schlüſſe gewöhnlich im Fluge, und finde faſt allemal, daß der erſte Eindruck der richtigſte iſt. Als ich zuerſt den Gedanken dieſer Speculation faßte, war ich überzeugt, daß ſie ſich bei richtiger Leitung als ungeheuer einträglich erweiſen müßte, vorausgeſetzt, daß ich die „ſchwediſche Nachtigall" unter irgend annehmbaren Bedingungen engagiren könne. Da es ein großartiges Unternehmen war, ſo überlegte ich die Sache mehrere Tage lang ernſtlich, und meine ganze „Arithmetik" und meine Berechnungen ergaben nur ein und daſſelbe Reſultat — ungeheuren Erfolg.

Da ich bedachte, daß von der Art und Weiſe, in welcher man ſie dem Publikum vorführte, ſehr viel abhing, ſo ſah ich ein, daß meine Aufgabe außerordentlich ſchwierig ſein werde. Ich wußte, es war möglich, daß Umſtände eintreten könnten, die das Unternehmen zu einem Verluſtbringenden machen würden. Das Publikum iſt ein ſehr ſonderbares Geſchöpf, und wenn auch eine tüchtige Kenntniß des menſchlichen Charakters einen Unterhaltungslieferanten meiſtens in den Stand ſetzen wird, daſſelbe auf der rechten Stelle zu treffen, ſo iſt es doch launiſch und oftmals widerhaarig. Der geringſte, falſche Schritt bei der Leitung eines Unternehmens zur öffentlichen Unterhaltung

bringt häufig die viel verſprechendſte Speculation zum Scheitern. Wenn ich Alles in Betracht zog, ſo kam ich zu den folgenden zwei Schlüſſen:

Erſtens. Die Wagſchaale ſenkte ſich bedeutend zu Gunſten eines ungeheuren, pecuniären Erfolges. Und

Zweitens. Inſofern, als mein Name ſeit Langem in Verbindung mit „Humbug" genannt worden war, und das amerikaniſche Publikum glaubte, daß ſich meine Fähigkeiten nicht darüber hinaus erſtreckten, ein ausgeſtopftes Affenfell oder eine todte Seejungfer auszuſtellen, ſo konnte ich einen Verluſt von funfzigtauſend Dollars bei dem Unternehmen, das größte muſikaliſche Weltwunder im Zenith ſeines Lebens und ſeiner Berühmtheit nach Amerika zu bringen, verſchmerzen, vorausgeſetzt, daß die Speculation mit Ehren für die Leitung durchgeführt wurde.

Ich glaubte, daß die genannte Summe vollkommen hinreichen würde, um jeden möglichen Verluſt zu decken, und da ich mir wenig aus der perſönlichen Sorge und Arbeit machte, welche mir nothwendigerweiſe daraus erwachſen mußte, ſo warf ich die Augen umher, um einen geeigneten Agenten zu finden, welchen ich nach Europa ſchicken konnte, um die „göttliche Jenny" womöglich zu engagiren.

Ich fand an Mr. John Hall Wilton, einem Engländer, der mit den Saxhornbläſern nach Amerika gekommen war, den für dieſen Zweck am beſten geeigneten Mann, welchen ich kannte. Wenige Minuten

genügten, um mit ihm ein Uebereinkommen zu treffen, nach welchem ich ihm nur seine Auslagen bezahlen sollte, wenn seine Sendung mißlang, kraft dessen er aber auch eine bedeutende Summe zu erhalten hatte, im Fall es ihm gelang, Jenny Lind unter irgend einer der sehr annehmbaren Bedingungen, welche ich ihm schriftlich übergab, nach unserem Welttheile zu bringen.

Am 6. November 1849 versah ich Wilton mit den nöthigen Dokumenten, sowie mit einem Briefe mit allgemeinen Verhaltungsregeln, welchen er Jenny und jeder andern ihm geeignet erscheinenden musikalischen Notabilität vorzulegen ermächtigt war, und einem vertraulichen Briefe, welcher Winke und Andeutungen enthielt, die in dem ersteren nicht niedergelegt waren. Ich gab ihm ferner Empfehlungsbriefe an meine früheren Banquiers, Gebrüder Baring und Comp. in London, sowie an viele Freunde in England, Frankreich u. s. w.

Die Grundlage aller meiner Instructionen für Wilton (der öffentlichen sowohl als auch der geheimen) war Folgendes: er sollte Jenny womöglich auf Theilung engagiren, so daß mein Risiko unbedeutend sein würde, wenn er sie nicht auf einhundert Abende für die Summe von sechzigtausend Dollars bekommen könnte, da ich ein solches Uebereinkommen dem Theilungsgeschäfte vorzog. Ich ermächtigte ihn jedoch, sie, wenn er keine günstigeren Bedingungen erhalten könnte, auf einhundertfunfzig Abende für die Summe von einhun-

dertfünfzigtausend Dollars und ihre sämmtlichen Kosten, einschließlich der Ausgaben für Dienerschaft, Equipagen, Sekretair u. s. w. zu engagiren, und dabei noch diejenigen musikalischen Gehülfen, nicht über Drei an der Zahl, welche sie auswählen würde — zu welchem Preise es auch sei — anzuwerben. Wenn es erforderlich sein sollte, würde ich den ganzen im Contrakt benannten Geldbetrag vor Jenny's Einschiffung in die Hände eines Londoner Banquier niederlegen.

Die Vergütung für Wilton war nach einer Art gleitender Scala bestimmt, und sollte sich nach den Bedingungen richten, welche er für mich einging — so daß er für den Abschluß des Engagements um so besser bezahlt werden würde, je weiter er unter meinem äußersten Limitum blieb.

Wilton begab sich nach London und eröffnete die Correspondenz mit Fräulein Lind, die sich damals auf dem Continent befand. Aus ihren Briefen ersah er, daß sie, wenn sie überhaupt veranlaßt werden könne, Amerika zu besuchen, von Mr. Julius Benedict, dem großen Componisten, Clavierspieler und musikalischen Dirigenten, begleitet werden müsse, sowie, daß sie der Ueberzeugung sei, daß der ausgezeichnete Baritonist Signor Belletti von großem Nutzen sein werde. Wilton besuchte deshalb sofort Mr. Benedict und Signor Belletti, die sich beide damals in London aufhielten, und erfuhr in vielfachen Zusammenkünften,

unter welchen Bedingungen sie sich dazu verstehen wollten, Amerika mit Fräulein Lind zu besuchen. Nachdem er so die erforderlichen Nachrichten erhalten hatte, verfügte er sich sofort nach Lübeck, um mit Jenny Lind selbst eine Zusammenkunft zu halten. Bei der Ankunft in ihrem Gasthofe schickte er ihr seine Karte und ersuchte sie, eine Stunde für ihre Unterredung zu bestimmen. Sie wählte den nächsten Vormittag, und er stellte sich pünktlich ein.

Im Verlauf der ersten Unterhaltung sagte sie ihm offen, daß sie während der für ihren Briefwechsel erforderlich gewesenen Zeit an einige ihrer Londoner Freunde, worunter sich mein Freund Mr. Joshua von dem Hause Gebrüder Baring befand, geschrieben und sich über meinen Ruf, meine Fähigkeit und Solidität erkundigt habe, worüber ihre Nachrichten, wie sie ihm versicherte, völlig befriedigend lauteten. Sie theilte ihm jedoch mit, daß zu derselben Zeit vier Personen mit ihr in Unterhandlungen wegen einer Reise nach Amerika zu treten wünschten. Einer dieser Herren war ein wohlbekannter Operndirektor in London, der Zweite ein Theaterdirektor in Manchester, der Dritte ein Componist und Musikdirektor der italienischen Oper in London, und der Vierte ein Mann, der ein Paar Jahre vorher dadurch eine gewinnreiche Speculation ausgeführt hatte, daß er Amerika mit einer berühmten Tänzerin besuchte. Mehrere dieser Herren hatten sich persönlich bei ihr eingefunden, und der zu-

letzt Erwähnte, als er meinen Namen von ihren Lippen hörte, versuchte sie vom Abschluß eines Contraktes mit mir dadurch abzuhalten, daß er ihr versicherte, ich sei ein Humbug und Schausteller, und würde mir, um Geld mit der Speculation zu verdienen, kein Gewissen daraus machen, sie in einen Kasten zu setzen und im ganzen Lande für ein Eintrittsgeld von fünfundzwanzig Cents sehen zu lassen!

Sie gestand, daß dies sie einigermaßen beunruhigt hätte, und daß sie darüber an Mr. Bates geschrieben habe. Er hatte sie beruhigt, indem er ihr freundlich versicherte, daß er mich persönlich kenne, und daß sie es bei einer Verhandlung mit mir nicht mit einem gewöhnlichen Theaterdirektor zu thun hätte, der ihre Vergütung einzig und allein von dem Erfolg des Unternehmens abhängig machen würde, sondern, daß ich im Stande sei, alle meine Verpflichtungen zu erfüllen, wenn es auch noch so nachtheilig für mich wäre, und daß sie das vollkommenste Vertrauen auf meine Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit setzen könne.

„Jetzt," sagte sie zu Mr. Wilton, „bin ich in dieser Hinsicht völlig beruhigt, denn ich kenne die Welt so ziemlich und weiß, wie weit die Eifersucht und der Neid die Menschen manchmal treiben, und da Alle, die mit mir zu unterhandeln wünschen, verlangen, daß ich mich an dem Gewinne oder dem Verluste des Unternehmens betheiligen soll, so ziehe ich es vor, mit Ihnen zu unterhandeln, da Ihr Auftraggeber bereit

iſt, die ganze Verantwortlichkeit zu tragen, und die alleinige Leitung, ſowie das Riſiko des Erfolges auf ſich zu nehmen."

Es folgten noch mehrere Zuſammenkünfte, bei welchen ſie von Wilton erfuhr, daß er ſich mit Benedict und Belletti über den Betrag ihres Gehaltes, im Fall das Engagement abgeſchloſſen würde, geeinigt habe, und im Verlauf einer Woche kam ſie mit Mr. Wilton über die Bedingungen überein, unter welchen ſie bereit war, die Verhandlungen zu ſchließen. Da dieſe Bedingungen die Grenzen meiner geheimen Verhaltungsbefehle nicht überſchritten, ſo wurde der nachſtehende Contrakt in drei Exemplaren gehörig ausgefertigt, und von ihr und Wilton in Lübeck am 9. Januar 1850 unterzeichnet, während die Unterſchrift Benedict's und Belletti's ein Paar Tage ſpäter in London hinzugefügt ward.

„Denkſchrift über eine Vereinbarung, welche heute am 9. Januar im Jahre des Herren achtzehnhundertundfünfzig zwiſchen John Hall Wilton in Vollmacht von Phineas T. Barnum in New-York in den Vereinigten Staaten von Nordamerika einerſeits, und Fräulein Jenny Lind, Sängerin aus Stockholm in Schweden, andererſeits abgeſchloſſen worden iſt, wonach ſich beſagte Jenny Lind verbindlich macht:

1) Für beſagten Phineas T. Barnum in einhundertundfünfzig Concerten und Oratorien inner-

halb eines Jahres (womöglich) oder eines und eines halben Jahres nach dem Tage ihrer Ankunft in der Stadt New-York zu singen — welche Concerte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Havanna gegeben werden sollen. Besagte Jenny Lind soll die freie Verfügung über die Anzahl der Abende oder Concerte in jeder Woche, und die Anzahl der Stücke, welche sie in jedem Concert singen will und welche sich nach ihrem Gesundheitszustande und der Bewahrung ihrer Stimme richten müssen, haben, so daß jedoch die Erstere nicht weniger, als eine bis zwei, und die Letztere nicht weniger als vier beträgt. In keinem Falle soll sie jedoch in Opern auftreten.

2) Zur Vergütung der besagten Dienste verpflichtet sich John Hall Wilton als Bevollmächtigter des besagten Phineas T. Barnum von New-York, besagter Jenny Lind eine Dienerin als Kammerjungfer zu stellen, sowie einen Bedienten zur alleinigen Bedienung ihrer selbst und ihrer Begleiter, die Reise- und Gasthaus-Ausgaben einer Freundin, welche sie als Gesellschafterin begleiten wird, zu bestreiten, ferner einen Sekretair zu bezahlen, welcher ihre Geldangelegenheiten besorgt, alle Reisekosten für sie und ihre Begleitung von Europa aus und während der Reise in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Havanna zu bestreiten, alle Gasthauskosten für Kost

und Wohnung während dieſes Zeitraums zu tragen, ihr in jeder Stadt einen Wagen und Pferde mit dem dazu gehörigen Perſonal zur Verfügung zu ſtellen, und ihr außerdem für jedes Concert oder Oratorium, in welchen beſagte Jenny Lind ſingen wird, die Summe von zweihundert Pfund Sterling oder eintauſend Dollars zu vergüten.

3) Beſagter John Hall Wilton, als Bevollmächtigter des beſagten Phineas T. Barnum, macht ſich ferner verbindlich, beſagter Jenny Lind die genügendſte Sicherſtellung und Pfandleiſtung für den vollen Betrag ihres Engagements zu geben, welcher in die Hände der Herren Gebrüder Baring in London, vor der Abreiſe beſagter Jenny Lind hinterlegt, und nebſt Intereſſen, je nach dem Maaße der durch ihre Leiſtungen in den Concerten oder Oratorien fällig werdenden Summen zu ihrer Verfügung kommen ſoll.

4) Ferner verpflichtet ſich beſagter John Hall Wilton für beſagten Phineas T. Barnum dahin, daß beſagter Phineas T. Barnum, wenn derſelbe nach fünfundſiebzig Concerten ſoviel eingenommen haben wird, daß ihm nach Beſtreitung aller laufenden Ausgaben die ganze, entweder als verzinsliches Unterpfand zur Sicherſtellung der Gehaltbeträge, vorgängige Auslagen oder Beträge, welche in irgend einer Beziehung in Folge dieſes Vertrages ausgegeben worden ſind, verlegte Summe wieder

erſetzt iſt, und wenn er einen Verdienſt von wenigſtens fünfzehntauſend Pfund Sterling gehabt haben wird, beſagter Jenny Lind noch außer der genannten Summe von eintauſend Dollars in Courant-Geld der Vereinigten Staaten von Nordamerika, für jeden Abend den fünften Theil des Gewinnes überlaſſen will, welcher ſich nach Abzug der laufenden und nothwendigen Ausgaben von den übrigen fünfundſiebzig Concerten oder Oratorien ergeben wird, oder beſagte Jenny Lind willigt ein, mit beſagten Phineas T. Barnum funfzig Concerte oder Oratorien unter den zuerſt genannten und feſtgeſetzten Beſtimmungen zu verſuchen, und wenn dieſe den Erwartungen des beſagten Phineas T. Barnum nicht entſprechen, ſo willigt beſagte Jenny Lind darein, dieſes Uebereinkommen nach den, in ſeinem erſten Vorſchlage, wie derſelbe in der beigefügten Abſchrift ſeines Briefes dargeſtellt iſt, umzugeſtalten. Im Fall dies aber für unnöthig befunden würde, hat es bei dem Kontrakte ſein Bewenden, bis zu fünfundſiebzig Concerten oder Oratorien, nach deren Beendigung das Uebereinkommen unverändert, wie Eingangs beſtimmt, beſtehen bleiben ſoll, wenn ſich der genannte Verdienſt von fünfzehntauſend Pfund Sterling ergeben hat — wobei die nachſtehend genannten Vergütungen für Julius Benedict und Giovanni Belletti, außer für den Fall einer Erhöhung derſelben, unverändert bleiben ſollen.

5) Beſagter John Hall Wilton, Bevollmächtigter für beſagten Phineas T. Barnum, verpflichtet ſich auf das Verlangen beſagter Jenny Lind an Julius Benedict aus London, dafür, daß er beſagte Jenny Lind als Muſikdirektor, Clavierſpieler und Leiter der muſikaliſchen Angelegenheiten begleitet, ſowie beſagte Jenny Lind in einhundertundfunfzig in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Havanna zu gebenden Concerten unterſtützt, die Summe von 5000 Pfund Sterling, ſage fünftauſend Pfund Sterling zu bezahlen, welche Summe ihm vor ſeiner Abreiſe von Europa bei den Herren Gebrüder Baring in London ſichergeſtellt werden ſoll, und beſagter John Hall Wilton verpflichtet ſich ferner, für beſagten Phineas T. Barnum, ſeine ganzen Reiſekoſten von Europa aus, ſowie ſeine Gaſthaus- und Reiſekoſten während der zur Aufführung der obengenannten einhundertundfunfzig Concerte oder Oratorien erforderlichen Zeit zu bezahlen — wobei er, beſagter Julius Benedict, wenn es erforderlich iſt, die Organiſation von Oratorien zu leiten hat.

6) Beſagter John Hall Wilton verpflichtet ſich, an Giovanni Belletti, Baritonſänger, auf den Wunſch, die Auswahl und zur Unterſtützung beſagter Jenny Lind, dafür, daß er beſagte Jenny Lind im Verein mit obengenanntem Julius Benedict auf ihrer Reiſe und in einhundertundfunfzig Concerten

oder Oratorien in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Havanna begleitet, die Summe von 2500 Pfund Sterling, sage zweitausendfünfhundert Pfund Sterling, außer seinen sämmtlichen Gasthaus- und Reisekosten zu bezahlen, welche ihm vor seiner Abreise von Europa genügend sicher gestellt werden soll.

7) Ferner sind beide Theile dahin übereingekommen, daß es besagter Jenny Lind vollkommen freistehen soll, zu jeder ihr geeignet erscheinenden Zeit, außerhalb des Uebereinkommens mit besagtem Phineas T. Barnum, für wohlthätige Anstalten oder Zwecke zu singen, jedoch der Art, daß sich besagte Jenny Lind mit besagtem Phineas T. Barnum zu dem Zwecke einer gegenseitigen Uebereinstimmung über die angemessene Zeit in's Vernehmen setzen wird, wobei es als Regel gelten soll, daß in keinem Falle das erste oder zweite Concert in einer, für die Reiseroute ausgewählten Stadt, oder wo es dem Vortheile des besagten Phineas T. Barnum zuwiderlaufend erscheinen sollte, zu einem solchen Zwecke bestimmt werde.

8) Im Fall besagte Jenny Lind durch eine Fügung Gottes außer Stand gesetzt werden sollte, das vorstehende Uebereinkommen zu erfüllen, sollen besagte Jenny Lind, Julius Benedict und Giovanni Belletti für die bis zu diesem Zeitpunkte geleisteten

Dienste einen verhältnißmäßigen Antheil an den vereinbarten Vergütungen erhalten.

9) Außerdem macht sich besagter Phineas T. Barnum verbindlich, alle zu den vorgenannten Concerten oder Oratorien mit Ausnahme der zu wohlthätigen Zwecken gegebenen, erforderlichen Kosten zu bestreiten, und es sollen von allen Betheiligten sämmtliche Rechnungen wöchentlich abgelegt und geordnet werden.

10) Besagte Jenny Lind macht sich fernerhin verbindlich, daß sie während der Dauer ihres Uebereinkommens mit Phineas T. Barnum von New-York, für einhundertundfunfzig Concerte oder Oratorien, außer für die erwähnten, wohlthätigen Zwecke, für keine andre Person singen will, und es soll die Reise stets in der ersten und besten Klasse stattfinden.

Zur Bestätigung des vorstehenden Vertrages haben wir denselben eigenhändig unterzeichnet und unterfiegelt.

(L. S.) John Hall Wilton, in Vollmacht für Phineas T. Barnum von New-York, in den Vereinigten Staaten,

(L. S.) Jenny Lind,

(L. S.) Julius Benedict,

(L. S.) Giovanni Belletti,

in Gegenwart von C. Ahilling, Consul Sr. Maj. des Königs von Schweden und Norwegen."

Auszug eines Briefes von Phineas T. Barnum an John Hall Wilton, deſſen in §. 4 des vorſtehenden Vortrages Erwähnung gethan iſt.

New-York, den 6. November 1849.

An Mr. J. Hall Wilton.

Sir — In Erwiederung auf Ihren Vorſchlag, betreffs des Verſuches einer Unterhandlung mit Fräulein Jenny Lind, über eine Kunſtreiſe in den Vereinigten Staaten, ſchlage ich vor, mit ihr ein Uebereinkommen unter den folgenden Bedingungen zu treffen: Ich will mich verpflichten, alle ihre Koſten von Europa aus zu tragen, einen erſten Tenor und einen Clavierſpieler, deren Gehalt für den Abend zuſammen nicht einhundertundfunfzig Dollars überſteigt, zu engagiren und zu beſolden, die Koſten für einen Wagen, zwei Bediente und einen Freund, welcher ſie begleitet, und ihre Geldangelegenheiten beaufſichtigt, zu beſtreiten. Ferner will ich alle und jede durch ihr Auftreten vor dem Publikum verurſachten Koſten tragen, und ihr die Hälfte der Brutto-Einnahme der Concerte oder Opern überlaſſen. Ich will mich verbindlich machen, ſelbſt mit ihr zu reiſen, und die Anordnungen zu leiten, wenn ſie ſich verpflichtet, nicht weniger als achtzig oder mehr als einhundertundfunfzig Concerte oder Abendvorſtellungen zu geben.

Phineas T. Barnum.

Ich bescheinige, daß Vorstehendes ein richtiger Auszug aus dem Briefe ist.

J. H. Wilton.

Ich befand mich in Philadelphia in meinem Museum, als Wilton am 19. Februar 1850 in New-York ankam, und mir unverzüglich zutelegraphirte, daß er mit Jenny Lind einen Kontrakt abgeschlossen habe, vermöge dessen sie ihre Concerte in Amerika im nächsten September beginnen werde. Ich wurde durch diese plötzliche Anzeige etwas überrascht, und da ich einsah, daß die Zeit bis zu ihrer Ankunft noch so lang war, daß es klug sein würde, daß Uebereinkommen noch ein paar Monate geheim zu halten, so telegraphirte ich ihm sofort zu, gegen keinen Menschen etwas davon zu erwähnen, und daß ich ihn am nächsten Tage in New-York treffen werde.

Wenn man bedenkt, wie vollständig Jenny Lind ihre musikalische Fähigkeit, ihr Charakter und ihre wunderbaren Erfolge jetzt allen Klassen unseres Vaterlandes, sowie der ganzen civilisirten Welt bekannt sind, so ist es schwierig, sich vorzustellen, daß sie zu der Zeit, wo dieser Kontrakt abgeschlossen wurde, auf unsrer Seite des Weltmeeres vergleichsweise unbekannt war. Man kann die Thatsache, daß Millionen in Amerika nie von ihr gehört hatten, daß andere Millionen nur ihren Namen gelesen, aber keinen klaren Begriff davon hatten, wer oder was sie war, kaum glauben. Nur ein kleiner Theil des Publikums wußte

wirklich etwas von ihren großen musikalischen Triumphen in der alten Welt, und dieser Theil bestand fast ganz aus Musikgebildeten, Reisenden, welche die alte Welt besucht hatten, und den Führern der Presse.

Am folgenden Morgen reis'te ich nach New-York ab. Bei der Ankunft in Princeton begegneten wir dem ankommenden Eisenbahnzuge und als ich die Morgenzeitungen kaufte, wurde ich von Erstaunen und Verdruß erfaßt, als ich in denselben einen vollständigen Bericht über meinen Contrakt mit Jenny fand. Diese voreilige Anzeige konnte jedoch nicht mehr widerrufen werden, und ich machte gute Miene zum bösen Spiele. Da ich gern sehen wollte, wie diese Ankündigung den Geist des Publikums berühren würde, so theilte ich dem anständig aussehenden Condukteur (den ich gut kannte) mit, daß ich einen Contrakt mit Jenny Lind abgeschlossen habe, und daß sie Amerika zuverlässig im folgenden August besuchen werde.

„Jenny Lind! ist das eine Tänzerin?" fragte der Condukteur.

Ich benachrichtigte den Gentleman, wer, und was sie sei, aber seine Frage hatte mich durchfröstelt, als ob seine Worte Eis gewesen wären. Nun, dachte ich, wenn das Alles ist, was ein Mann in der Stellung eines Eisenbahn-Condukteurs zwischen New-York und Philadelphia von der größten Sängerin in der Welt weiß, so bin ich noch nicht überzeugt, daß sechs Monate

für mich eine zu lange Zeit ſein werden, um das ganze Publikum über ihre Verdienſte aufzuklären.

Ich ſprach mit Wilton, und erfuhr von ihm, daß es zufolge des Contraktes nöthig ſein werde, den ganzen feſtgeſtellten Betrag von einhundertſiebenundfünfzigtauſendfünfhundert Dollars in die Hände der Londoner Banquiers zu hinterlegen. Ich beſchloß ſogleich, den Vertrag zu ratificiren, und ſchickte unverzüglich die nöthigen Dokumente an Fräulein Lind und die Herren Benedict und Belletti.

Dann fing ich an, den Geiſt des Publikums vermittelſt der Zeitungen auf den Empfang der großen Sängerin vorzubereiten. Wie wirkſam dies geſchah, iſt noch in der Erinnerung des amerikaniſchen Publikums. Als ein Beiſpiel von der Art und Weiſe, wie ich meine Abſicht ausführte, gebe ich den folgenden Auszug aus meinem erſten Briefe an die leſende Welt. Er erſchien in den New-Yorker Zeitungen am 22. Februar 1850.

„Vielleicht werde ich bei dieſem Unternehmen kein Geld verdienen, aber ich verſichre Ihnen, daß ich den Vertrag abſchließen würde, ſelbſt wenn ich wüßte, daß ich keinen Heller dabei haben ſollte — ſoviel liegt mir daran, daß die vereinigten Staaten von einer Dame beſucht werden, deren muſikaliſche Fähigkeiten noch nie von einem andren menſchlichen Weſen erreicht worden ſind, und deren Charakter die Wohlthätigkeit, Einfachheit und Güte ſelbſt iſt.“

„Fräulein Lind hat zahlreiche beſſre Anerbietungen, als diejenigen, welche ſie von mir angenommen hat, aber ſie wünſcht ſehnlich, Amerika zu beſuchen. Sie ſpricht von unſrem Vaterlande und ſeinen Inſtitutionen in den rühmendſten Ausdrücken, und da das Geld keineswegs das größte Reizmittel iſt, welches ihr geboten werden kann, ſo iſt ſie entſchloſſen, uns zu beſuchen. In ihrem Contrakte mit mir, (welcher auch Havanna einſchließt) behält ſie ſich ausdrücklich das Recht vor, Wohlthätigkeitsconcerte zu geben, ſo oft ſie es für angemeſſen hält.“

„Seit ihrem Auftreten in England hat ſie den Armen von ihrem eignen Vermögen mehr gegeben, als die ganze Summe, welche ich mich verpflichtet habe, ihr zu bezahlen, und die Erträgniſſe für Concerte zu wohlthätigen Zwecken in Großbrittanien, wo ſie umſonſt geſungen hat, haben mehr als den zehnfachen Betrag hiervon ergeben.“

Die Leute fingen bald an, von Jenny Lind zu ſprechen, und es lag mir außerordentlich viel daran, ein gutes Portrait von ihr zu erlangen. Glücklicherweiſe bot ſich hierzu eine ſchöne Gelegenheit. Während ich eines Tages im Comptoir des Muſeums ſaß, näherte ſich mir ein Ausländer mit einem kleinen Pakete, unter dem Arme. Er benachrichtigte mich in gebrochenem Engliſch, daß er ein Schwede wäre. Er ſagte, er ſei ein Maler, und ſoeben von Stockholm angekommen, wo Jenny Lind ſo gütig geweſen wäre, ihm ein paar

Mal zu ſitzen, und er habe jetzt ihr von ihm auf Kupfer gemaltes Portrait bei ſich. Er machte das Paket auf, und zeigte mir ein ſchönes in einen eleganten, vergoldeten Rahmen gefaßtes Portrait der ſchwediſchen Nachtigall, das eine Höhe von zwanzig Zoll, und eine Breite von vierzehn Zoll hatte. Das war gerade, was ich brauchte. Er forderte funfzig Dollars. Ich kaufte es ſofort. Als ich es am nämlichen Tage einem befreundeten Künſtler zeigte, benachrichtigte er mich gelaſſen, daß es eine wohlfeile Lithographie ſei, welche auf ein Blech geklebt, und hübſch gefirnißt worden ſei, ſo daß ſie einem ſolchen Neuling in der Kunſt, wie ich war, als ein ſchönes Oelgemälde erſcheinen konnte. Der wirkliche Werth des Bildes überſtieg nicht ſiebenunddreißigeinhalb Cents!

Nachdem ich meine ſämmtlichen verfügbaren Gelder zuſammengeräfft hatte, um ſie in Geſtalt von Obligationen der vereinigten Staaten nach London zu ſchicken, fand ich, daß mir noch eine beträchtliche Summe fehlte, um den Betrag vollſtändig zu machen. Ich beſaß einige, vollkommen gute, zweite Hypotheken, aber ich konnte ſie in Wall-ſtreet nicht verkaufen. Dort war mit nichts etwas anzufangen, außer mit erſten Hypotheken auf Grundſtücke in New-York oder Brooklyn.

Ich ging zu dem Präſidenten der Bank, mit welcher ich ſeit acht Jahren alle meine Geſchäfte gemacht hatte. Ich bot ihm als Sicherſtellung für ein Darlehn meine zweiten Hypotheken an und ſchlug, um ihn dazu

zu bewegen, außerdem noch vor, daß ich ihm meinen Contrakt mit Jenny Lind mit dem schriftlichen Versprechen übergeben wolle, daß er einen Einnehmer ernennen könne, der auf meine Kosten die ganze Einnahme über dreitausend Dollars den Abend empfangen, und zur Abzahlung meines Darlehns verwenden sollte. Er lachte mir in's Gesicht, und sagte: „Mr. Barnum, man glaubt in Wall-street allgemein, daß ihr Contract mit Jenny Lind Sie ruiniren wird. Ich glaube nicht, daß Sie jemals dreitausend Dollars bei einem einzigen Concerte einnehmen."

Ich war über seinen Mangel an Urtheilskraft entrüstet, und antwortete ihm, daß ich in diesem Augenblicke meinen Contrakt nicht für einhundertfunfzigtausend Dollars hergeben würde, und so verhielt es sich auch.

Bei weiterem Nachfragen fand ich, daß es in Wall-street nichts nütze, die Nachtigall in Tausch gegen Goldfüchse anzubieten.

Endlich wurde ich Mr. John L. Aspinwall von der Firma: Howland und Aspinwall vorgestellt, und dieser gab mir einen Creditbrief über eine bedeutende Summe von seiner Firma auf Gebrüder Baring gegen anderweitige Sicherstellung, zu deren Annahme ihn ein freundschaftlicher Geist anstatt der strengen Banquierregel veranlaßte.

Nachdem ich verschiedene Besitzstücke gegen Baarzahlung verkauft hatte, summirte ich die einzelnen Be-

träge zuſammen, und fand, daß mir noch immer fünftauſend Dollars fehlten. Ich fühlte, daß es wirklich „die letzte Feder, welche dem Cameel den Rücken bricht" war. Zufälliger Weiſe theilte ich einem mir ſeit langen Jahren befreundeten Geiſtlichen meine verzweifelte Lage mit, und dieſer ſtellte ſofort die erforderliche Summe zu meiner Verfügung. Ich nahm den angebotenen Freundſchaftsdienſt mit Freuden an, und fühlte, daß er mir einen Berg von den Schultern gewälzt hatte. Dieſer Geiſtliche war Abel C. Thomas, Ehrwürden in Philadelphia. *)

Nachdem der Contrakt mit Fräulein Lind abgeſchloſſen war, lehnte ſie mehrere gewinnreichere Anerbietungen in London zu ſingen, ab, gab jedoch auf meine Bitte unmittelbar vor ihrer Abreiſe in Liverpool zwei Concerte. Ich beabſichtigte dadurch, daß ich dieſes Geſuch an ſie ſtellte, den Eclat auf jener Seite des Weltmeeres mit der Aufregung auf dieſer Seite deſſelben, die faſt ſchon zur Fieberhitze geſtiegen war, zu vereinigen.

Das Erſte der beiden Concerte in Liverpool wurde am Vorabende der Abfahrt eines Dampfbootes nach Amerika gegeben. Mein Agent hatte ſich der Feder

*) Er iſt ein Mann, der ſich ſelbſt gebildet hat und war früher Drucker. Er iſt ſeit ſechsundzwanzig Jahren Geiſtlicher. Seine kürzlich erſchienene „Selbſtbiographie" iſt eins der anziehendſten Bücher, welches ich jemals geleſen habe. —

eines muſikaliſchen Kritikers von London verſichert, der ſeinen Bericht über dieſes Concert um halb zwei Uhr derſelben Nacht oder vielmehr des anderen Morgens beendigte, und um zwei Uhr beſorgte mein Agent deſſen Einrückung in eine Liverpooler Morgenzeitung, von welcher er mir eine große Anzahl Exemplare durch das Dampfboot des nämlichen Tages überſchickte. Der Wiederabdruck der Kritik in den amerikaniſchen Zeitungen und eines Berichtes über den Enthuſiasmus, welcher bei ihrem transatlantiſchen Concerte geherrſcht hatte, brachte die gewünſchte Wirkung hervor.

Am Mittwoch früh, den 21. Auguſt 1850, reiſ'ten Jenny Lind und die Herren Benedict und Belletti in dem Dampfboote „Atlantic" in welchem ich ſchon lange die nöthigen Einrichtungen beſtellt und auf welchem ich ein Pianoforte zu ihrem Gebrauche verladen hatte, von Liverpool ab. Sie wurden von meinem Agenten Wilton, Fräulein Ahmanſen und Herrn Hjortzberg, Verwandten des Fräulein Lind, von denen letzterer ihr Sekretair war, ſowie von ihren zwei Bedienten und dem Diener des Herren Benedict und Belletti begleitet.

Man erwartete, daß der Dampfer am Sonntag, den 1. September ankommen würde, aber da ich entſchloſſen war, die Sängerin auf jeden Fall bei ihrer Ankunft zu treffen, ſo ging ich am Sonnabend Abend nach Staten-Island, und ſchlief in dem gaſtfreundlichen Hauſe meines Freundes Dr. A. Sidney Doane,

der damals der Sanitätsbeamte des New-Yorker Hafens war. Einige Minuten vor zwölf Uhr am Sonntag Morgen kam der Atlantic in Sicht und gleich darauf befand ich mich durch die Güte meines Freundes Doane an Bord des Schiffes und hatte Jenny Lind's Hand erfaßt.

Nach einem kurzen Geſpräche fragte ſie mich, wenn und wo ich ſie habe ſingen höre.

„Ich habe noch nie in meinem Leben das Vergnügen gehabt, Sie zu ſehen," antwortete ich.

„Wie iſt es möglich, daß Sie ſo viel Geld an Jemand wagen konnten, den ſie noch nie haben ſingen hören," fragte ſie erſtaunt.

„Ich habe es auf Ihren Ruf hin gewagt, dem ich in muſikaliſcher Hinſicht viel eher Vertrauen ſchenken würde, als meinem eigenen Urtheile."

Ich will hier anführen, daß ich, obſchon ich hauptſächlich auf Jenny Lind's Ruhm als große muſikaliſche Künſtlerin rechnete, doch auch ihren Ruf außerordentlicher Wohlthätigkeit und Freigebigkeit bei meiner Berechnung ihres Erfolges bei allen Claſſen des amerikaniſchen Publikums ſehr hoch in Anſchlag brachte. Ohne dieſe Eigenthümlichkeiten ihres Charakters würde ich es nie gewagt haben, den Contrakt abzuſchließen, welchen ich einging, da ich die Ueberzeugung hatte, daß es in Amerika eine Menge Menſchen gebe, welche allein durch dieſes Gefühl veranlaßt werden würden, ihre Concerte zu beſuchen.

Tausende von Menschen bedeckten die Schiffe und den Hafendamm, und weitere Tausende hatten sich auf dem Kai bei Canalstreet versammelt, um sie zu sehen. Es herrschte der lebhafteste Enthusiasmus, als sich der herrliche Dampfer dem Dock näherte. Das Gedränge auf der Sloop in der Nähe der Ankerplatzes des Dampfboots war so groß, daß ein Mann in seinem Eifer, eine gute Aussicht zu erhalten, unter dem Geschrei der in seiner Nähe Befindlichen, über Bord fiel. Jenny wurde den Vorfall gewahr und war sehr beunruhigt. Er wurde jedoch sehr bald wieder herausgezogen, nachdem er ein kaltes Bad genommen hatte, anstatt die Nachtigall zu sehen. Auf dem Kai zeigte sich eine prächtige, mit schönen Fahnen geschmückte Laube von grünen Bäumen nebst zwei Triumphbögen, von welchen einer die Inschrift trug: „Willkommen Jenny Lind!" Der zweite trug den amerikanischen Adler und die Inschrift: „Willkommen in Amerika!" Diese Dekorationen waren jedenfalls nicht durch Zauberei entstanden, und ich kann billigerweise einigen Leuten, welche vermutheten, daß ich bei deren Herstellung die Hand im Spiele hatte, kein Verbrechen daraus machen. Meine Equipage stand bereit, und Jenny Lind wurde von Capitain West zu derselben geführt. Der Rest der musikalischen Gesellschaft stiegen in den Wagen, ich verfügte mich auf den Bock neben den Kutscher und befahl ihm nach den Irving-Hause zu fahren. Da mich ein Paar von

den Bürgern wahrſcheinlich früher geſehen hatten, ſo half meine Gegenwart auf dem Bocke des Wagens denjenigen, welche die Fenſter und Trottoirs längs des ganzen Weges füllten, zu dem Schluſſe, daß Jenny Lind da ſei.

Ein Blick in die Zeitungen von jenem Tage wird zeigen, daß es in New-York, ja in Amerika ſelten einen ſolchen Enthuſiasmus gegeben hat.

Binnen zehn Minuten nach unſerer Ankunft im Irving-Hauſe hatten ſich nicht weniger als zehntauſend Menſchen vor dem Eingange auf dem Broadway verſammelt, und ihre Anzahl verminderte ſich auch vor neun Uhr Abends nicht. Auf ihre Einladung ſpeiſte ich an dieſem Nachmittage mit ihr, und als ſie nach europäiſchem Gebrauche mit einem Glas Wein mit mir anſtoßen wollte, war ſie etwas erſtaunt, als ich ſagte: „Fräulein Lind, ich glaube nicht, daß Sie eine andere Gefälligkeit auf Erden von mir fordern könnten, welche ich Ihnen nicht mit Vergnügen gewähren würde, aber ich bin ein Mäßigkeitsbruder, und muß um Erlaubniß bitten, auf Ihre Geſundheit und Ihr Glück ein Glas kaltes Waſſer trinken zu dürfen.“

Um zwölf Uhr in dieſer Nacht wurde ihr von der „New-York-Muſical-Fund-Society“, welche bei dieſer Gelegenheit zweihundert Muſiker zählte, ein Ständchen gebracht. Sie wurden von ungefähr dreihundert Feuerleuten in ihren rothen Blouſen, welche Fackeln trugen, zum Irving-Hauſe begleitet. Es

waren wenigſtens zwanzigtauſend Menſchen anweſend. Der Ruf nach Jenny Lind wurde ſo dringend, daß ich ſie durch eine Glasthüre auf den Balcon führte. Das laute Zurufen der Menge dauerte mehrere Minuten lang, ehe die Nachtmuſik ihren Fortgang nehmen konnte.

Ich habe hier einen Theil der Vorfälle des erſten Tages Jenny Lind's in Amerika kurz angedeutet. Die Aufregung blieb wochenlang ungemindert dieſelbe. Ihre Zimmer waren von Beſuchern erfüllt, unter denen ſich die Großen des Landes, ſowohl in der Kirche, als auch im Staate befanden. Die Equipagen der feinen Welt waren vor ihrem Hotel zu allen faſhionablen Stunden zu ſehen, und ich konnte es nur mit einiger Mühe verhindern, daß die Faſhionables ſie ganz und gar in Beſchlag nahmen, und ſo, wie ich glaubte, mein Intereſſe dadurch beeinträchtigten, daß ſie dieſelbe von der warmen Sympathie fern hielten, welche ſie in der Maſſe für ſich erweckt hatte. Sie wurde mit Geſchenken jeder Art überſchüttet. Putzmacherinnen, Damenſchneider und Kaufleute wetteiferten mit einander darin, daß ſie ihre Aufmerkſamkeit auf ihre Waaren lenkten, von welchen *ſie ihr viele* werthvolle Muſter ſchickten, und waren entzückt, wenn ſie dafür in einem Autograph ihren Dank erhalten konnten. Es wurden ihr Lieder, Quadrillen und Polka's gewidmet, und Dichter beſangen ihren Ruhm. Wir hatten „Jenny Lind Handſchuhe", „Jenny Lind Hüte",

„Jenny Lind Reithüte", „Jenny Lind Shawls, Mantillen, Kleider, Stühle, Sophas, Pianofortes" — kurz Alles war Jenny Lindisch.

Ihre Bewegungen wurden fortwährend beobachtet und sobald sich ihre Equipage an der Thüre zeigte, wurde sie von einer Menschenmenge umringt, die begierig darnach war, einen Blick auf die schwedische Nachtigall zu werfen.

Wenn ich mein Album mit den Artikeln aus den New-Yorker Zeitungen jener Tage durchsehe, in welchem alle erreichbaren, sie betreffenden Umstände gehörig eingetragen sind, so erscheint es mir fast unglaublich, daß es einen solchen Grad von Enthusiasmus geben konnte.

In der Londoner „Times" vom 23. September 1850 erschien ein Bericht über die „Reden und Thaten" in Bezug auf die Jenny Lindmanie während der ersten zehn Tage nach ihrer Ankunft, und obgleich er eine ironische Revue des amerikanischen Enthusiasmus war, die mehrere Spalten füllte, so gab er doch eine treue Zusammenstellung von Thatsachen, welche heute selbst mir mehr wie ein Traum, denn als Wirklichkeit erscheinen.

Ich hatte vor ihrer Ankunft einen Preis von zweihundert Dollars auf die beste Ode, betitelt „Gruß an Amerika" welche Jenny Lind bei ihrem ersten Concerte singen sollte, gesetzt. Es wurden aus allen Theilen der Vereinigten Staaten und Canadas meh-

rere hundert Gedichte eingeschickt. Die Aufgabe des Preiscomités, welcher diese Geistesergüsse zu lesen und den preiswürdigsten auszuwählen hatte, war äußerst beschwerlich. Die „Gaben" waren vielleicht mit ein Dutzend Ausnahmen, die erbärmlichsten Knittelverse.

Der Preis wurde Bayard Taylor für die folgende Ode zuerkannt.

Gruß an Amerika.

Von Bayard Taylor.
(In Musik gesetzt von Julius Benedict.)

O Westland, mit Grüßen zieh ich zu Dir her,
Das sein Sternenpanier dem Erdball entfaltet,
Dessen Herrschaft am mächt'gen atlantischen Meer
An der scheidenden Sonne Goldportal waltet.
Du Land der Gebirge, o Land, Du, der Seen
Und Flüsse, die majestätisch hinwallen,
Wo die Seelen der Mächt'gen vom Schlummer erstehn
Und heil'gen die Erde, für die sie gefallen!
Du Wiege der Herrschaft, ist breit auch die Brust,
Die sich trennend zum Land meiner Heimath hinzieht,
Vernehm' ich Dein'n Gruß doch in seliger Lust,
Denn im Herzen der Freien ist heimisch das Lied!
Und so lang Deine Helden die Narbe noch schmückt,
So lang sich Deine Wellen im Sonnenschein heben,
Sei freundlich die Hand Deinen Kindern gedrückt,
Soll Dein Sternenpanier der Friede umschweben!

Obgleich dieses Urtheil allgemein befriedigte, so erregte es doch das Mißfallen verschiedener in ihren Hoffnungen getäuschter Poeten, die trotz der Entschei-

dung des Comités darauf beſtanden, ihre Productionen für die beſten zu halten. Dieſer Gefühlszuſtand war ohne Zweifel zum Theil die Urſache, welche damals das Erſcheinen einer ſehr witzigen Flugſchrift, unter dem Titel „Barnum's Parnaß oder vertrauliche Enthüllungen des Preiscomités für das Jenny Lind Lied", veranlaßte.

Sie theilte einige tüchtige Hiebe aus, durch welche das enthuſiaſtiſche Publikum, die Nachtigall und ich tüchtig mitgenommen wurden. Nachſtehendes iſt eine recht gute Probe aus dem fraglichen Werkchen:

Barnumopſis.

Ein Recitativ.

Wenn nach dem Tagewerk und überſtandner Pflicht,
Beſtäubt und müd' der matte Wandrer ſchreitet,
Sieht eine Flamme er, die blendend ihm das Licht
Von oben plötzlich auf den Fußpfad breitet.

Die Sonne iſt es nicht; die hat Ermattungsqual,
Halb ſieben ſchon zur Ruh hinabgetrieben —
Auch nicht der Mond, vor deſſen bleichen Strahl
Sich hier die ſchwarzen Stadtgebäude ſchieben.

Es iſt das Drummondlicht; er ſieht's auf Barnum's Dach
Und wird bei ſeinem Anblick allgemach gefaßter;
Er ſieht's die Läden hellen allgemach
Und ſelbſt erleuchten Broadway's finſtres Pflaſter.

Es thront hoch über unſrer dunklen Erdennacht,
Erquickend doch die Welt mit ſeinem Kuſſe,
Beſcheint der Droſchken- und Fiaker-Pracht,
Und auch zwei ganze Reihen Omnibuſſe.

O, Drummondlicht, Du bist des Mannes Bild,
Deß Hände Dich dort oben hin gehangen,
Um mit dem Schein, der niederströmt so mild,
Für sein Museum Fremde abzufangen.

Der von dem Strand des fabelreichen Nil
Gebracht, wie von des Urthumswissens Quelle,
Das ehrfurchtswerthe Beest — das Krokodil,
Und, wenn auch Löwen nicht, doch ihre Felle.

Geh, wandere in den reichgefüllten Raum,
Wo vollgehangen alle Wänd' und Pfosten,
Wo Du Dich satt wirst sehen können kaum,
Und doch wird's Dir nur einen Quarter*) kosten.

Dort hängt jetzt ausgestopft und schuldlos wie ein Lachs,
Die Schlange, die sich einst von Menschen wollte mästen.
Dort sitzen unrasirt, in Tigerwuth und Wachs,
Verbrecher unter sichern Glaseskästen.

Doch kannst Du auch am haar'gen Orang-Utang,
An Pavianen auch den Blick ergötzen,
Und ausgestopft wie auf der Erd' es sprang,
Dich an den Ebenbildern Deiner selbst ertetzen.

Dem Jüngling Heil, der mit der Kindermagd
Dem Kosmorama zulenkt seine Schritte,
Und hier auf sichrer Bank die Reise wagt,
Vom Nordpol bis zum schönen Reich der Mitte.

Auch Negern kannst Du schenken Deine Gunst,
Die Dich mit Sang erfreuen und Geberden,
Und mittelst einer räthselhaften Kunst,
An jedem Tage weiß, und wieder schwarz dann werden.

---

*) Viertelsdollar.

Ja, Barnum, jedesmal wenn ſich die Welt,
Um Schönes oder Schreckliches bereichert,
So wird es ſchnell bei Dir hier aufgeſtellt,
Doch nicht nur ſolche Dinge haſt Du aufgeſpeichert.

Selbſt Jenny Lind, die Königin des Sanges,
Der einſt die Welt anbetend lag zu Füßen,
Sie hat Dein Gold verlockt, ſich ſchnellen Ganges
Auch Deiner Raritätenmenge anzuſchließen.

O, hoher Mann, die Hoffnung auf Dein Gold
Trieb ſie, ſich eifrig Deinem Dienſt zu weihen,
Und Deinem Rufe folgend, froh und hold
Sich der Menagerie gehorſam einzureihen.

Außer dem vorſtehenden enthielt die Flugſchrift noch elf Gedichte, von welchen die meiſten von Witz überſtrömten. Ich habe nur noch für einen einzigen Vers Platz. Der Dichter ſpricht von den verſchiednen Merkwürdigkeiten des Muſeums, und indem er mich darſtellt, wie ich nach weiteren Neuigkeiten ſuche, läßt er mich die ſchwediſche Nachtigall folgendermaßen anreden:

„Komm, Jenny, komm, Du ſollſt mein Trumpfas ſein;
Verlaß das Königsvolk und komm zu uns herein,
Man grüßt Dich hier mit Reden, Serenaden und Raketen;
Du wirſt die Herzen rühren, ich meinen Wagen ſchmieren.
Und wenn mir's nicht gelingt, daß ich die Maſſe ſchind',
Heiß' ich nicht Barnum mehr und Du nicht Jenny Lind!"

Jenny Lind's erſtes Concert ſollte am Mittwoch Abend, den 11. September, im Caſtle-Garten ſtattfinden, und die Mehrzahl der Billets wurde im Auktionswege am Sonnabend und Montag vor dem Con-

cert verkauft. Der Hutmacher Genin legte den Grundstein zu seinem Vermögen dadurch, daß er das erste Billet für zweihundertfünfundzwanzig Dollars kaufte.*)

Die Eigenthümer des Gartens fanden es angemessen, den gewöhnlichen Preis von einem Schilling von Jedem, der das Lokal betrat, zu erheben, und dennoch waren bei der Auktion dreitausend Personen gegenwärtig. Es wurden am ersten Tage eintausend Billets im Ganzen für zehntausendeinhunderteinundvierzig Dollars verkauft.

Am Dienstag nach ihrer Ankunft benachrichtigte ich Fräulein Lind, daß ich eine kleine Abänderung in unserm Contrakte beabsichtige.

„Was ist das für eine?" fragte sie erstaunt.

„Ich bin überzeugt," antwortete ich, „daß unser Unternehmen viel größern Erfolg haben wird, als wir Beide erwarteten. Ich wünsche deshalb festzusetzen, daß Sie, wie früher vereinbart, immer für jedes Concert tausend Dollars außer allen Ihren Ausgaben erhalten, und daß nach Abzug von fünftausendfünfhundert Dollars jeden Abend für die Kosten und meine Dienste der Ueberschuß gleichmäßig zwischen uns getheilt werden soll."

---

*) Man hat in weiten Kreisen geglaubt, daß Mr. Genin und ich verschwägert wären. Unsere Verbindungen bestehen nur in denen der Freundschaft und des Geschäftslebens.

Jenny ſah mich verwundert an. Sie konnte meinen Vorſchlag nicht begreifen. Nachdem ich denſelben wiederholt und ſie deſſen Bedeutung vollkommen verſtanden hatte, drückte ſie mir herzlich die Hand und rief aus: „Mr. Barnum, Sie ſind ein Ehrenmann! Sie ſind großmüthig, es iſt gerade ſo, wie mir Mr. Bates geſagt hat. Ich werde für Sie ſingen, ſo lange es Ihnen beliebt. Ich will für Sie in Amerika — in Europa — überall ſingen!“

Bei der Ausfertigung des neuen Contraktes wurde auf Fräulein Lind's Bitte eine Clauſel aufgenommen, daß ſie das Recht haben ſolle, das Engagement mit dem hundertſten Concerte, anſtatt mit dem hundertundfünfzigſten zu beſchließen, falls ſie es wünſche, indem ſie mir dafür fünfundzwanzigtauſend Dollars bezahlte.

Man glaube nicht etwa, daß dieſe Erhöhung ihres Gehaltes meinerſeits nur eine Handlung der Freigebigkeit war. Ich hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß in dem Unternehmen für uns Alle Geld genug ſteckte, und ich fühlte auch, daß trotzdem, daß ſie durch meine Einwilligung in die Bedingungen des Contraktes hätte zufriedengeſtellt ſein ſollen, neidiſche Menſchen doch ohne Zweifel verſuchen würden, Unzufriedenheit in ihrem Geiſte hervorzurufen, und daß es eine politiſche Maßregel ſein würde, die Möglichkeit eines ſolchen Vorkommniſſes zu verhindern.

Am Dienſtag, den 10. September, theilte ich

Fräulein Lind mit, daß, nach dem jetzigen Anſcheine zu urtheilen, ihr Antheil an dem Ertrage des erſten Concerts ſich auf zehntauſend Dollars belaufen würde. Sie beſchloß ſofort, jeden Dollar davon wohlthätigen Zwecken zu widmen, ſchickte nach Major Woodhull, und wählte nach ſeinem und meinem Rathe die verſchiedenen Anſtalten aus, unter welche ſie den Betrag vertheilt zu ſehen wünſchte.

Meine Anordnung des Concertſaales war äußerſt vollſtändig. Das große Parterre und die Gallerie im Caſtle-Garten wurden durch eingebildete Linien in vier Abtheilungen getrennt, von denen jede durch eine Lampe von beſonderer Farbe bezeichnet war. Die Billets waren in Farben gedruckt, welche mit den, von den Inhabern einzunehmenden Plätzen übereinſtimmten, und hundert Thürſteher mit Schleifen und Stäben, welche an der Spitze Bänder von derſelben Farbe trugen, ſetzten Jeden in den Stand, ſeinen Platz ohne die geringſte Schwierigkeit zu finden. Sämmtliche Sitze waren natürlicher Weiſe übereinſtimmend mit der Marke nummerirt, welche jeder Zuhörer zurückbehielt, nachdem er an der Thüre ſein Eintrittsbillet abgegeben hatte. Dieſe Anordnungen wurden gehörig angekündigt, und jede Einzelnheit auch noch auf die Billets gedruckt. Um Verwirrung zu vermeiden, wurden die Thüren um fünf Uhr geöffnet, obgleich das Concert nicht eher als um Acht anfing. Die Folge hiervon war, daß, obgleich ſich bei dem

ersten Concerte fünftausend Personen anwesend befanden, ihr Eintritt mit so viel Ordnung und Ruhe vor sich ging, als jemals bei der Versammlung einer Gemeinde in der Kirche gesehen worden ist. Diese Vorsichtsmaßregeln wurden bei allen, im ganzen Lande unter meiner Leitung gegebenen Concerten beobachtet, und die gute Ordnung, welche stets herrschte, war der Gegenstand zahlloser Lobsprüche von Seiten des Publikums und der Presse.

Der Empfang Jenny Lind's bei ihrem ersten Erscheinen hat in Bezug auf den Enthusiasmus wahrscheinlich in der Welt noch nie seines Gleichen gehabt. Als sie von Mr. Benedict an die Rampe geführt wurde, stand das ganze Publikum auf und bewillkommte sie durch einen drei Mal wiederholten Zuruf, begleitet von dem Schwingen von Tausenden von Hüten und Taschentüchern. Dies war bei Weitem die zahlreichste Versammlung, vor welcher Jenny bis dahin gesungen hatte. Sie war augenscheinlich tief bewegt, aber das Orchester fing an, und ehe sie ein Dutzend Noten der Arie: „Casta Diva" gesungen hatte, fand sie ihre Fassung wieder, und lange zuvor, ehe die Arie ihr Ende erreichte, war sie so ruhig, als ob sie in ihrem eignen Zimmer säße. Gegen das Ende der Cavatine wurde das Publikum von seinen Empfindungen so hingerissen, daß der Rest derselben durch einen wahren Sturm von Beifall übertäubt wurde. Der Enthusiasmus war auf den Gipfelpunkt

getrieben worden, aber Jenny Lind's muſikaliſchen Fähigkeiten übertrafen alle die glänzenden Erwartungen, welche man gehegt hatte, und ihr Triumph war ein vollſtändiger.

Am Schluß des Concertes wurde Jenny Lind laut herausgerufen, und mußte drei Mal erſcheinen, ehe ſich das Publikum beruhigen konnte. Dann rief daſſelbe ſtürmiſch nach „Barnum", und ich entſprach mit Widerſtreben der Aufforderung.

An dieſem erſten Abende beſtätigte Mr. Julius Benedict bei dem amerikaniſchen Volke ſeinen europäiſchen Ruf als ausgezeichneter Dirigent und Componiſt, während Signor Belletti eine Bewunderung einflößte, die gegen das Ende ſeiner Laufbahn in dieſem Lande im Geiſte der Amerikaner wärmer und tiefer wurde.

Es hatte den Anſchein, als ob die Jenny Lind-Manie auf ihren Gipfelpunkt geſtiegen wäre, ehe man ſie hörte, und ich geſtehe, daß ich fürchtete, die Erwartungen des Publikums wären zu hoch geſpannt, um in Erfüllung gehen zu können, und daß daher nach dem erſten Concerte eine Reaktion eintreten würde, aber glücklicher Weiſe täuſchte ich mich. Das erhabene muſikaliſche Genie der ſchwediſchen Nachtigall war über alle Bilder erhaben, welche die Phantaſie erfinden konnte, und das Furore erreichte den höchſten Grad erſt, nachdem ſie gehört worden war. Die Leute waren entzückt; die Streitkräfte des ſchrift-

ſtelleriſchen Scharfſinns, der Lettern und der Druckerſchwärze waren unzureichend, ihren Ruhm auszuposaunen. Der Rubikon war überſchritten, der erfolgreiche Ausgang der Jenny Lind-Speculation ſtand feſt. Ich glaube, daß es am Tage nach ihrem erſten Concert in New-York hundert Männer gegeben hat, die mir bereitwillig zweihunderttauſend Dollars für meinen Contrakt gegeben haben würden. Ich erhielt wiederholte Anerbietungen für den achten, zehnten oder ſechszehnten Antheil nach Maaßgabe dieſes Preiſes, aber ich hatte das Wagniß unternommen und ich war entſchloſſen, daß der Triumph mein ſein ſollte. Ich war auf meinen Erfolg trotz aller Hinderniſſe und falſchen Propheten ſo ſtolz, daß ich glaube, eine Million Dollars hätten mich nicht verlocken können, das Unternehmen aufzugeben.

Es kann ſich Niemand die Menge Kopf- und Handarbeit vorſtellen, welche ich während der erſten vier Wochen nach Jenny Lind's Ankunft vollbrachte.

Da ich einen großen Theil davon erwartete, ſo hatte ich im Auguſt einige Zeit in den weißen Bergen zugebracht, um meine Kräfte zu ſammeln. Natürlicher Weiſe war ich während des Sommers nicht müſſig geweſen. Ich hatte zahlloſe Mittel und Wege zur Beförderung meines Zweckes in Bewegung geſetzt, und die Menſchen ſahen nichts von der Hand die indirekt die Seiten ihres Herzens anſpannte, damit ſich die Schnüre ihrer Geldbeutel löſen ſollten, und dieſe Mit-

tel und Wege hatten ihren Fortgang während des ganzen Verlaufes dieſes ſiegreichen muſikaliſchen Feldzuges.

Nach Verlauf des erſten Monates wurde das Geſchäft ſyſtematiſcher, und meine Arbeiten wurden durch den Beiſtand von Agenten, wie mein treuer Kaſſirer L. C. Steward und der unermüdliche Le Grand Smith, bedeutend erleichtert, aber vom erſten Concert am 11. September 1850 an bis zum dreiundneunzigſten Concert am 9. Juni 1851, (ein Zeitraum von neun Monaten), hatte ich keinen wachen Augenblick, der frei von drückender Beſorgniß geweſen wäre.

Ich konnte nicht hoffen, bei der Leitung eines Unternehmens, welches nur auf der Volksgunſt beruhte, und das von großer Wichtigkeit für mich war, von Unruhe und Verlegenheiten befreit zu bleiben, aber die vielfältigen kleinen Aergerniſſe, welche mich beſonders in der erſten Zeit der Concerte peinigten, hatte ich nicht erwartet. Weder Fräulein Lind, noch ſonſt Jemand ließ ſich von dem unerhörten Enthuſiasmus, der ſie empfing, etwas träumen, und ich glaubte, daß die ungeheure Verſammlung im Caſtle-Garten ſie einigermaßen darauf vorbereitete, böswilligen Rathgebern ihr Ohr zu leihen. Es hätte den Anſchein haben können, daß die Bedingungen unſeres Kontraktes hinlänglich günſtig für ſie und hinreichend gewagt für mich waren, um die Erwartung einer vollkommen ehrenhaften Behandlung (und auch, da das Wagniß groß war,

von einem großen Gewinne) zu rechtfertigen, aber gewiſſe neidiſche Störenfriede ſchienen anders zu fühlen: „Sehen Sie nicht, Fräulein Lind, daß Mr. Barnum aus Ihrem Genie Geld ſchlägt?“ Natürlicher Weiſe ſah ſie es ein, und bedauerte, daß ſie nicht eine etwas höhere Summe als eintauſend Dollars für jedes Concert feſtgeſetzt hatte, aber die hochherzige Schwedin verachtete und verjagte diejenigen Rathgeber, die ihr empfahlen, den Kontrakt mit mir auf jede Gefahr hin zu brechen, und die Leitung ſelbſt in die Hände zu nehmen — vielleicht um ſie in die ihrigen zu legen. Ich hatte jedoch vieles von der unverſtändigen Einmiſchung ihres Advokaten zu leiden. Benedict und Belletti betrugen ſich wie Männer, und Jenny drückte mir ſpäter ihr Bedauern aus, daß ſie einen Augenblick lang auf die rabuliſtiſchen Anforderungen ihres juriſtiſchen Rathgebers gehört hatte.

Die große Verſammlung im Caſtle-Garten wurde nicht allein durch Jenny Lind's hohe muſikaliſchen Talente und Fähigkeiten zuſammengeführt. Sie wurde nachdrücklich vor das Publikum gebracht, ehe daſſelbe ſie geſehen und gehört hatte. Sie erſchien vor einer bereits für ſie zum Enthuſiasmus aufgeregten Jury. Sie übertraf bei weitem ihre Erwartungen, und ſo wurden alle Mittel, welche ich ergriffen hatte, um ihr den Weg zu bahnen, vollkommen gerechtfertigt.

Als Dirigent arbeitete ich, indem ich Andere arbeiten ließ. Biographien der ſchwediſchen Nachtigall

wurden weit verbreitet, „Correspondenzen aus dem Ausland" priesen ihre Talente und Triumphe durch Erzählungen von ihrer Wohlthätigkeit, und die „Druckerschwärze" wurde in jeder möglichen Gestalt angewendet, um Jenny Lind dem Publikum in's Gedächtniß zu bringen, und darin zu erhalten. Ich kann es mit Vergnügen sagen, daß die Presse im allgemeinen von Anfang bis zu Ende die Stimme zu ihrem Ruhme erschallen ließ. Ich könnte viele Bände mit gedruckten Auszügen füllen, welche sich jetzt in meinem Album befinden. Sie sind fast alle von ähnlichem Inhalte, wie der folgende unerkaufte, unerbetene Leitartikel, welcher im New-Yorker Herald vom 10. September 1850, (dem Tage vor dem ersten, von Fräulein Lind in den Vereinigten Staaten gegebenen Concerte), erschien.

„Jenny Lind und das amerikanische Volk. — Welcher alte Monarch der Geschichte oder der Fabel war es, der sein halbes Königreich (den damaligen Preis für Logenbillets und ausgesuchte Plätze) für die Erfindung einer noch unbekannten Empfindung oder die Entdeckung eines neuen Vergnügens bot? Diese Empfindung — dieses Vergnügen, welches die königliche Macht in der alten Welt nicht entdecken konnte, ist durch Mr. Barnum, einem einfachen Republikaner, für einen geringeren Preis in's Leben gerufen worden, und soll nun von den Souverainen der neuen Welt genossen werden."

„Jenny Lind, das wunderbarste Phänomen der

muſikaliſchen Kunſt, welches ſeit dem letztverfloſſenen Jahrhundert am Horizont der alten Welt aufgeblitzt iſt, befindet ſich jetzt unter uns, und wird morgen Abend vor einer Verſammlung von faſt zehntauſend Zuhörern, welche in der Auktion eine Summe von vierzig- bis funfzigtauſend Dollars bezahlt haben, ihr Debut machen. Unſere muſikaliſchen Berichterſtatter haben während der letzten zehn Tage mit jedem Umſtande, welcher mit ihrer Ankunft in unſrer Stadt in Verbindung ſteht, und mit den von Mr. Barnum zur Vorbereitung ihres erſten Auftretens ergriffenen Maßregeln bekannt gemacht. Die Vorgänge des geſtrigen Tages, nämlich der Verkauf der noch übrigen Billets, und die bei ihrer erſten Probe, auf die wenigen Perſonen — muſikaliſche Kritiker — welchen bei dieſer Gelegenheit der Zutritt geſtattet wurde, hervorgebrachte, überraſchende — ja wunderbare Wirkung wird man an einer anderen Stelle unſeres Blattes finden."

„Wir ſind mit Allem einverſtanden, was unſer muſikaliſcher Berichterſtatter bei der Beſchreibung ihres außerordentlichen Genies — ihrer unvergleichlichen Vereinigung von Fähigkeit und künſtleriſcher Bildung geſagt hat. Es iſt nichts übertrieben worden, nicht ein Jota. Vor ungefähr drei Jahren haben wir Jenny Lind vielfach gehört, als ſie durch ihr Auftreten in der italieniſchen Oper in London zuerſt ſo großes Aufſehen in Europa erregte. Da-

mals war sie groß an Fähigkeiten — an Kunstfertigkeit — an Genie, jetzt ist sie in Allen diesen noch größer. Wir sprechen aus Erfahrung und aus Ueberzeugung. Damals setzte sie die Tausende der brittischen Aristokratie in Erstaunen, gefiel ihnen, und bezauberte sie, jetzt wird sie die Millionen der amerikanischen Demokratie bezaubern, ihnen gefallen, sie mit Entzücken erfüllen, und sie vor musikalischer Aufregung fast wahnsinnig machen. Morgen Abend wird diese neue Empfindung — dieses frische Gefühl — diese Aufregung, welche jede früher dagewesene übertrifft, in's Leben gerufen werden, wenn sie die Töne der „Casta Diva" ausströmt, und ihre überraschenden Fähigkeiten — ihre wunderbaren Eigenthümlichkeiten, welche eher dem Himmel, als der Erde anzugehören scheinen, darlegt — ihre Stimme erschallen läßt, welche eher der Ewigkeit, als menschlichen Lippen zu entquellen scheint."

„Wir sprechen nüchtern — ernst — ruhig. Die Erwartung des Publikums ist im Verlaufe der letzten Woche sehr hoch gestiegen — höher als zu irgend einer früheren Zeit unserer musikalischen Geschichte. Aber so hoch sie auch gestiegen ist, so wird die Wirklichkeit, die Thatsache — das Concert — die Stimme und das Talent Jenny Lind's alle gehegten Erwartungen weit übertreffen. Jenny Lind ist ein Wunder „und die allergrößte Gesangkünstlerin," dies steht fest."

Bei der Abrechnung über die Einnahme des ersten Concerts fand es sich, daß dieselbe etwas weniger betrug, als ich erwartet hatte. Die in den Auktionen gebotenen Summen beliefen sich mit den privatim gekauften Billets auf mehr als zwanzigtausend Dollars. Es zeigte sich jedoch, daß viele von den zu zwölf bis fünfundzwanzig Dollars erstandenen Billets nicht abgeholt wurden. In einigen Fällen hatte sich wahrscheinlich der Eifer der Bieter abgekühlt, als sie den Schauplatz der Aufregung verließen, und wieder die frische Seebrise einathmeten, welche von den „Narrows" heraufwehte, während in anderen Fällen vielleicht Gebote von Personen gethan wurden, welche gar nicht beabsichtigten, Billets zu nehmen. Ich kann nur ein für alle Mal sagen, daß ich niemals bei einem falschen Gebot betheiligt gewesen bin, und in dieser Hinsicht so sorgsam war, daß ich keinem meiner Angestellten gestattete, in einer Auktion ein Billet zu kaufen, oder darauf zu bieten, obgleich ich hierzu von vertrauten Freunden aufgefordert wurde.

Die für Billets zum ersten Concert eingegangene Summe betrug siebzehntausendachthundertvierundsechzig Dollars fünf Cents. Da hierdurch Fräulein Lind's Antheil zu gering wurde, um die zehntausend Dollars zu ergeben, welche, als zu Wohlthätigkeitszwecken bestimmt, angezeigt worden waren, so schlug ich vor, den Ertrag der ersten beiden Concerte gleichmäßig mit ihr zu theilen, und sie in unserem regelmäßigen

Kontrakte gar nicht mitzuzählen. In Folge deſſen wurde das zweite Concert am 13. September gegeben, und die vierzehntauſendzweihundertunddrei Dollars drei Cents betragende Einnahme, wie die des erſten Concerts, gleichmäßig getheilt. Unſer drittes Concert, welches wir aber unter uns „das Erſte regelmäßige Concert" nannten, fand am Dienſtag den 17. September ſtatt.

Es iſt nicht meine Abſicht, auf die Einzelnheiten ſämmtlicher Concerte Jenny Lind's einzugehen. Ich habe jedoch eine Liſte über den Ort und die ganze Einnahme jedes Concerts aufgeſtellt, welche die Neugierde befriedigen, und außerdem unſre Reiſeroute hinlänglich deutlich machen wird, und will hier nur den Umſtänden ein paar Seiten widmen, von welchen ich glaube, daß ſie für das Publikum von größrem Intereſſe ſind.

Jenny Lind's Neigung zur Wohlthätigkeit wurde ſo allgemein bekannt, daß ihre Thüre von Perſonen belagert ward, welche um Almoſen baten, und daß ſie während ihres Verweilens in den größeren Städten zahlreiche, ſämmtlich zu dem nämlichen Zwecke geſchriebene Briefe, erhielt. Ihr Secretair prüfte dieſelben, und beantwortete einige günſtig. Anfangs beabſichtigte er, ſie alle zu beantworten, gab aber endlich ein ſolches Verfahren verzweiflungsvoll auf. Ich kenne viele Fälle, wo ſie den Bittſtellern Geldſummen im Betrage von zwanzig, fünfzig, fünfhundert bis ein-

tauſend Dollars und einmal einem ſchwediſchen Freunde fünftauſend Dollars gegeben hat, und nur er, „der in's Verborgene ſieht," kennt den Umfang ihrer Wohlthätigkeit.

Eines Abends, wo ſie ein Concert in Boſton gab, kam ein Mädchen an das Billetbüreau, und ſagte, indem ſie drei Dollars für ein Billet hinlegte: „Da geht der Verdienſt eines halben Monats hin, aber ich bin entſchloſſen, Jenny Lind zu hören." Ihr Secretair vernahm die Bemerkung, und erzählte Jenny, als er ein Paar Minuten darauf zu ihr kam, lachend den Vorfall. „Würden Sie das Mädchen wiedererkennen," fragte Jenny mit ernſtem Blicke. Auf ſeine bejahende Antwort gab ſie ihm ein Zwanzig-Dollar-Goldſtück, und ſagte: „Das arme Mädchen! geben Sie ihr dies mit den beſten Komplimenten von mir."

Am Abend nach Jenny's Ankunft in Boſton wurde vor dem Revere-Hauſe ihr zu Ehren ein gutes Feuerwerk abgebrannt, auf welches ein ſchöner Fackelzug von den Deutſchen in dieſer Stadt folgte.

Auf dem Rückwege von Boſton nach New-York hielt Jenny Lind mit ihrer Geſellſchafterin und den Herren Benedict und Belletti bei meiner Wohnung in Bridgeport an, wo ſie bis zum folgenden Tage blieb. Am Morgen nach ihrer Ankunft ergriff ſie meinen Arm und ſchlug einen Spaziergang durch die Beſitzung vor. Dieſelbe ſchien ihr ſehr zu gefallen, und ſie ſagte: „Es wundert mich, daß Sie einen ſo ſchönen

Wohnsitz verlassen können, um mit mir durch das Land zu reisen."

Am nächsten Tage sagte sie mir in scherzhafter Laune, daß sie ein höchst merkwürdiges Gerücht vernommen habe: „Ich habe gehört, daß wir einander heirathen werden," sagte sie, „wie hat ein so abgeschmacktes Gerücht nur jemals entstehen können," fuhr sie fort.

„Wahrscheinlich aus der Thatsache, daß wir bereits „verbunden" sind." Sie verstand Scherz und lachte von Herzen.

Jenny wünschte stets den Ort, wo sie singen sollte, zu erreichen, ohne daß die Zeit ihrer Ankunft bekannt würde, um so die Aufregung der gemischten Menge zu vermeiden. Ich überlegte jedoch, daß das Beste der Unternehmung in bedeutendem Maaße von dieser Aufregung abhinge. Obgleich es ihr häufig unbegreiflich vorkam, wie so viele Tausende hinter ihr Geheimniß gekommen waren und sich in Folge dessen versammelt hatten, um sie zu empfangen, so war ich doch nicht so sehr erstaunt, da mein Agent stets zeitig durch den Telegraphen Nachricht über den Zeitpunkt ihrer erwarteten Ankunft erhielt, und nicht säumte, dem Publikum die Neuigkeit mitzutheilen.

Als wir Philadelphia erreichten, erwartete eine bedeutende Menschenmenge die Ankunft des sie herbeibringenden Dampfers. Wir konnten uns nur mit Mühe durch die Menge drängen, und viele Tausende

folgten uns bis vor Jones' Hotel. Die Straße vor dem Gebäude war dicht gedrängt voll Zuschauer, und die arme Jenny, welche an heftigen Kopfschmerzen litt, zog sich in ihre Gemächer zurück. Ich versuchte es, die Menge zum Auseinandergehen zu bewegen, erhielt aber die Erklärung: daß man dies nicht eher thun würde, als bis sich Jenny Lind auf dem Balcon gezeigt hätte. Ich wollte sie nicht stören, und da ich wußte, daß ihr der Lärm lästig werden konnte, so versah ich ihre Gesellschafterin, Fräulein Ahmansen, mit ihrem Hute und Shawle, und führte dieselbe auf den Balcon heraus. Sie verbeugte sich zierlich vor der Menge, die ihr drei schallende Vivats brachte und sich ruhig zerstreute. Fräulein Lind war jeder Art von Täuschung so abgeneigt, daß wir es nie wagten, ihr mitzutheilen, welche Rolle ihr Hut und Shawl in Abwesenheit ihrer Eigenthümerin gespielt hatten.

Jenny pflegte die Kirche zu besuchen, so oft sie es thun konnte, ohne Beachtung zu erregen. Sie bewahrte auch stets ihre Nationalität dadurch, daß sie die schwedischen Kirchen erfragte und besuchte, wo solche zu finden waren. In Chicago schenkte sie einer schwedischen Kirche tausend Dollars.

In Boston besuchte ein armes, schwedisches Mädchen, die bei einer Familie in Roxbury diente, Jenny Lind. Diese behielt ihre Besucherin mehrere Stunden bei sich, sprach mit ihr über die Heimath und andere Gegenstände, nahm sie am Abend in ihrer Equipage

mit in's Concert, wies ihr einen Platz an und schickte sie schließlich in einem Wagen nach Roxbury zurück. Ich zweifle nicht, daß das arme Mädchen substantielle Beweise der Freigebigkeit ihrer Landmännin mit sich nahm.

Meine Tochter Carolina und deren Freundin, Mrs. Lyman von Bridgeport, begleiteten mich auf der Reise von New-York nach Havanna und von dort über New-Orleans und den Mississippi wieder nach Hause.

Wir befanden uns an einem Sonntage in Baltimore und meine Tochter begleitete eine, in dieser Stadt wohnende Freundin zur Kirche, nahm mit ihr auf der Emporkirche Platz und stimmte in den Gesang ein. Ein Theil der Versammelten, der Carolina am vorhergehenden Tage mit mir gesehen und sie für Jenny Lind gehalten hatte, schwebte noch in demselben Irrthume, und man flüsterte sich bald in der Kirche zu, daß sich Jenny Lind auf der Emporkirche befinde! Die Aufregung stieg auf den Gipfelpunkt, als sich meine Tochter mit der musikalischen Gruppe erhob. Jedes Ohr war gespannt, um den ersten Ton ihrer Stimme zu erhaschen, und als die Noten erschallten, wechselten die Versammelten Blicke der Befriedigung. Caroline, welche sich der Aufmerksamkeit, die sie erregte, völlig unbewußt war, fuhr bis an's Ende des Liedes fort, mitzusingen. Den Ohren der aufmerksamen Versammlung ging kein Ton verloren. „Welche

ausgezeichnete Sängerin!" „Himmlische Töne!" „Ich habe nie etwas Aehnliches gehört!" und ähnliche Ausdrücke wurden überall in der Kirche geflüstert.

Beim Schlusse des Gottesdienstes fanden meine Tochter und ihre Freundin den Weg zu ihrem Wagen durch eine Menschenmenge versperrt, welche die schwedische Nachtigall gern in der Nähe sehen wollte. Die Ursache der Aufregung bemerkte erst jetzt, in welchem Irrthume die Leute befangen waren, aber sie enttäuschte sie nicht, und an diesem Nachmittage rühmten sich viele Personen in gutem Glauben, daß sie den außerordentlichen Gesang der großen schwedischen Sängerin gehört hätten. Das Beste am Spaße war noch, daß wir nie entdeckt haben, daß meine Tochter besondere Ansprüche als Sängerin machen kann.

In New-York bestand unser Orchester aus sechszig Mann. Als wir die Reise nach dem Süden antraten, nahmen wir als beständiges Orchester zwölf der besten Musiker mit, und brachten dessen Stärke in New-Orleans auf sechszehn. Wir erhöhten die Anzahl auf fünfunddreißig, vierzig bis funfzig, wie es sich gerade thun ließ, indem wir Musiker hinzufügten, welche in den Orten wohnten, wo die Concerte gegeben wurden. Bei der Rückkehr von Havanna nach New-York brachten wir das Orchester auf hundert Personen.

Am Morgen nach unserer Ankunft in Washing-

ton ſprach Präſident Fillmore vor und gab ſeine Karte ab, da Jenny ausgegangen war. Als ſie nach Hauſe kam und das Zeichen ſeiner Aufmerkſamkeit vorfand, wurde ſie etwas ängſtlich.

„Kommen Sie," ſagte ſie, „wir müſſen den Präſidenten unverzüglich beſuchen."

„Warum denn?" fragte ich.

„Weil er mich beſucht hat, und das iſt natürlicher Weiſe gleichbedeutend mit dem Befehle, mich zu ihm zu verfügen."

Ich verſicherte ihr, daß ſie ſich beruhigen könne, da unſere Präſidenten, was auch der Gebrauch bei gekrönten Häuptern ſein möge, nicht gewöhnt wären, Fremden ihre Bewegungen „anzubefehlen", und daß es Zeit genug ſei, wenn ſie ſeinen Beſuch am folgenden Tage erwiedere. Sie that dies und war entzückt über das ungekünſtelte Benehmen des Präſidenten und die warme Freundſchaft, welche ſeine liebenswürdige Gattin und Tochter (leider jetzt Beide Bewohnerinnen des Grabes) zu erkennen gaben, und willigte auf ihre Bitte ein, den Abend bei ihnen zu verbringen. Sie wurde von den Herren Benedict und Belletti und mir nach dem „weißen Hauſe" begleitet, und wir verbrachten mehrere glückliche Stunden im Familienkreiſe des Präſidenten.

Mr. Benedict, der eine lange, ruhige Unterhaltung mit Mr. Fillmore hatte, fand großes Gefallen an dem Beſuche. Ein an die Hofetiquette gewöhnter

Fremder pflegt durch die Einfachheit, welche den ersten Beamten der Union auszeichnet, überrascht zu werden. Im Jahre 1852 besuchte ich den Präsidenten mit meinem Freunde Brettill aus London, der im St. James' Palast wohnt, und ein großer Verehrer der Königin und ein eifriger Bewunderer der ganzen Würde und der Ceremonieen des Königthums ist. Als er den Präsidenten der vereinigten Staaten besuchte, erwartete er etwas Aehnliches zu finden, und war hoch erfreut über seine Enttäuschung.

In Washington wurden beide Concerte von dem Präsidenten und sämmtlichen Mitgliedern des Cabinets besucht. Ich bemerkte auch unter der Versammlung die Herren Clay, Benton, Caß, General Scott u. s. w. Am folgenden Morgen wurde Jenny Lind von Mr. Webster, Mr. Clay, General Caß und Oberst Benton besucht, und alle Theile waren augenscheinlich befriedigt. Ich hatte ihr Mr. Webster in Boston vorgestellt. Als dieser in New-York und auch in Washington eins ihrer ungekünstelten Berglieder hörte, gab er seinen Beifall dadurch zu erkennen, daß er aufstand, sich nach seiner ganzen Länge aufrichtete und eine tiefe Verbeugung machte. Jenny war über diesen Ausdruck des Lobes von dem großen Staatsmanne entzückt.

Wir besuchten das Capitol, während beide Häuser Sitzung hielten. Fräulein Lind nahm den Arm des ehrenwerthen C. T. Cleveland, des Abgeordneten

von Connecticut an, und wurde von ihm nach verſchiedenen Theilen des Capitols, den Anlagen u. ſ. w. begleitet, an welchen ſie viel Gefallen fand.

In Waſhington wurde ich mit Fräulein Lind und ihren näheren Freunden eingeladen, Mount Vernon mit Oberſt Waſhington, dem jetzigen Beſitzer, und Mr. Seaton, dem frühern Mayor von Waſhington und Redacteur des „Intelligencer", zu beſuchen. Oberſt Waſhington miethete zu dieſem Behufe ein Dampfboot. Wir landeten in geringer Entfernung von dem Grabmale, welches wir zuerſt beſuchten. Als wir uns nach dem Hauſe verfügt hatten, wurden wir Mrs. Waſhington und mehreren anderen Damen vorgeſtellt. Fräulein Lind gab ein großes Intereſſe zu erkennen, als ſie die Erinnerungen an den großen Mann in Augenſchein nahm, deſſen Heimath dieſe Wohnung geweſen war. Es wurden ausgezeichnete Erfriſchungen aufgetragen und mit gutem Geſchmacke aufgeſtellt. Vor unſerer Entfernung machte Mrs. Waſhington Jenny ein Buch aus der Bibliothek mit Waſhington's eigenhändig geſchriebenem Namen zum Geſchenk. Sie wurde hierdurch tief gerührt, rief mich beiſeite und ſprach den Wunſch aus, ein Gegengeſchenk zu machen. „Ich habe nichts bei mir," ſagte, „außer dieſer Uhr mit Kette, und wenn Sie dieſe für annehmbar halten, ſo werde ich ſie geben."

Ich wußte, daß die Uhr ſehr werthvoll war,

und ſagte ihr, daß ein ſo koſtbares Geſchenk weder erwartet werden, noch angemeſſen ſein würde.

„Der Koſtenpunkt kommt im Vergleiche zu dem Werthe dieſes Geſchenkes nicht in Betracht," antwortete ſie tief bewegt; „aber da die Uhr ein Geſchenk von einem theueren Freunde iſt, ſo ſollte ich ſie vielleicht nicht weggeben."

Ich bin überzeugt, daß Jenny Lind die angenehmen Empfindungen jenes Tages niemals vergeſſen wird.

In Richmond hatten ſich eine halbe Stunde vor ihrer Abreiſe Hunderte von jungen Damen und Herren in die Säle des Hauſes gedrängt, um beim Scheiden einen Blick von ihr zu erhaſchen. Ich benachrichtigte ſie, daß ſie es ſchwer finden würde, hinaus zu gehen. „Wie lange dauert es noch, ehe wir abreiſen müſſen?" fragte ſie.

„Eine halbe Stunde," antwortete ich.

„O, ich werde die Gänge vor Ablauf dieſer Zeit leer machen," ſagte ſie lächelnd, ging hierauf in den oberen Saal und ſagte den Leuten, daß ſie ihnen Allen die Hand reichen wolle, unter der Bedingung, daß ſie der Reihe nach an ihr vorbeiſchreiten und, ſobald ſie ihr die Hand gedrückt, hinuntergehen und den Weg nicht länger verſperren würden. Sie willigten mit Freuden in die Anordnung, und in funfzehn Minuten war der Weg frei. Die arme Jenny hatte Jedem unter der Menge die Hand geſchüttelt, und ich vermuthe, daß ſie

wenigſtens ein Paar Stunden nachher noch eine empfindliche Erinnerung an den Vorfall hatte. In Richmond wurde ſie von vielen Mitgliedern des geſetzgebenden Körpers beſucht, da derſelbe während unſres Aufenthaltes eben dort Sitzung hielt.

Die Reiſe von Wilmington nach Charleſton war außerordentlich beſchwerlich und gefährlich. Wir brauchten gegen ſechsunddreißig Stunden zur Ueberfahrt, während ſie gewöhnlich in ſiebzehn gemacht wird. Das Dampfboot lief wirklich große Gefahr, mit Waſſer gefüllt zu werden, und wir fürchteten Alle, daß wir den Hafen von Charleſton nicht lebendig erreichen würden. Einige von den Paſſagieren ſchwebten in der höchſten Angſt. Jenny Lind zeigte bei dieſer Gelegenheit eine größere Ruhe, als jeder Andere, mit Ausnahme der Mannſchaft. Wenn manchmal eine hohe Welle gegen unſer Schiff geſchleudert wurde und es auf die Seite warf, erſchrak ſie, faßte ſich jedoch augenblicklich wieder und ſagte dann mit leiſer Stimme: „Wir ſtehen Alle in der Hand eines gütigen Vaters; ſein Wille geſchehe!“ Wir kamen endlich wohlbehalten an, und ich erfuhr zu meinem Bedauern, daß man zwölf Stunden lang den Verluſt des Dampfbootes für gewiß gehalten und dies durch den Telegraphen nach den nördlichen Städten gemeldet hatte.

In Charleſton verweilten wir ungefähr zehn Tage, um das Dampfboot „Iſabel“ auf ſeiner regelmäßigen Fahrt nach Havanna abzuwarten. Jenny

hatte im Norden ſo viele Aufregung gehabt, daß ſie beſchloß, ſich hier Ruhe zu gönnen, und deshalb jeden Beſuch ablehnte. Dies verdroß viele Damen und Herren. Eine junge Dame, die Tochter eines reichen Pflanzers in der Nähe von Auguſta, war ſo feſt entſchloſſen, ſie privatim zu ſehen, daß ſie eine der Dienerinnen beſtach, um ihr zu erlauben, eine Haube und eine weiße Schürze anzulegen und den Präſentirteller mit Jenny's Thee hineinzutragen. Ich erzählte Fräulein Lind ſpäter den Spaß und bemerkte, daß ſie nach einem ſolchen Beweiſe der Bewunderung einen Beſuch von der jungen Dame annehmen ſollte.

„Das iſt nicht Bewunderung, ſondern nur Neugierde," antwortete Jenny, „und ich will ſolche Thorheit nicht begünſtigen!"

Das Weihnachtsfeſt ſtand vor der Thüre, und Jenny beſchloß, es auf die Art zu feiern, wie ſie es oft in Schweden gethan hatte. Sie ließ heimlich einen ſchönen Chriſtbaum herrichten, an deſſen Zweigen eine Menge Geſchenke für Mitglieder der Geſellſchaft hingen. Dieſe Geſchenke waren in Papier gewickelt und auf jedes der Name des Empfängers geſchrieben.

Nachdem wir in ihrem Salon einen angenehmen Abend verlebt hatten, lud ſie uns ein, in das Wohnzimmer zu kommen, wo uns die Ueberraſchung erwartete. Jeder und Jede von den Anweſenden begann das Päckchen mit ſeiner oder ihrer Adreſſe zu öffnen,

und es wurden nicht nur Jedem ein oder mehrere hübſche Geſchenke, ſondern auch ein netter Scherz zu Theil. Mr. Benedict zum Beiſpiel wickelte ein Papier nach dem andern von einem ſeiner Pakete, das anfangs ſo groß wie ſein Kopf war, aber nachdem er einige vierzig Umhüllungen entfernt hatte, zu geringerer Größe als ſeine Hand zuſammenſchmolz, und bei der Entfernung des letzten Papieres ſeinen Blicken ein Stück Kautabak zeigte; eins meiner Geſchenke war ein, in ein Dutzend Umhüllungen gewickelter, dicker, junger Bachus von pariſchem Marmor, eine ſcherzhafte Anſpielung auf meine Mäßigkeitsgrundſätze.

Den Sylveſterabend verbrachten wir ſehr heiter in ihrer Wohnung, die Stunden floſſen durch Muſik, Geſang, Tanz und Erzählungen verkürzt, ſchnell dahin. Fräulein Lind fragte mich, ob ich mit ihr tanzen wolle. Ich ſagte ihr, daß meine Erziehung in dieſer Hinſicht vernachläſſigt worden wäre und daß ich noch nie in meinem Leben getanzt hätte.

„Deſto beſſer," ſagte ſie, „tanzen Sie jetzt mit mir einen Cotillon. Ich bin überzeugt, daß Sie es können."

Jenny iſt eine gute Tänzerin, und ich habe ſie nie herzlicher lachen ſehen, als damals über meine Ungeſchicklichkeit. Sie ſagte, ſie wolle mir das Lob geben, daß ich der armſeligſte Tänzer ſei, den ſie je geſehen habe.

Ungefähr eine Viertelſtunde vor Mitternacht that

Jenny unſerer Heiterkeit plötzlich Einhalt, indem ſie ſagte: „Bitte, laſſen Sie uns ruhig ſein, Sie ſehen, in einer weiteren Viertelſtunde wird dieſes Jahr auf immer dahin ſein.“

Sie ſetzte ſich ſogleich nieder und ſtützte ſchweigend den Kopf in die Hand. Wir Alle folgten ihrem Beiſpiele, und eine Viertelſtunde lang herrſchte die tiefſte Ruhe in dem Zimmer. Den übrigen Theil der Scene gebe ich nach einer Beſchreibung wieder, welche Mrs. Lyman, die bei dieſer Gelegenheit zugegen war, am folgenden Tage abgefaßt hat:

„Die Glocke einer benachbarten Kirche ließ den Stundenſchlag des ſterbenden Jahres erſchallen. Alle waren ſtumm — jedes Herz war ſeinen eigenen Gedanken überlaſſen, und das geſenkte Haupt wie die Thränengefüllten Augen verriethen, daß ſich das Gedächtniß mit der Vergangenheit beſchäftige. Es war ein kurzer Moment, in dem ſich aber Gedanken und Empfindungen zuſammendrängten, die ihn ewig unvergeßlich machen. Noch ein Augenblick — der letzte Glockenſchlag war zu dem Ohre gedrungen — die letzte leiſe Schwingung hatte aufgehört, wieder war ein Zeitabſchnitt auf ewig dahingeſchwunden — ein neuer war angebrochen, und wir Alle fühlten, daß wir in demſelben leben und wirken ſollten. Dieſer Gedanke rief uns zum vollen Bewußtſein der Gegenwart zurück, und Alle erhoben ſich und brachten einander freundliche

Wünſche zum neuen Jahre dar. Während die liebenswürdige Wirthin ihren Gäſten die Hand drückte, war es deutlich zu bemerken, daß ſie auch geweint hatte — ſie, die Begabte, die Bewunderte, ja faſt Vergötterte. Hatte ſie auch Urſache zu Thränen? woher kamen ſie — aus dem Ueberfließen eines dankbaren Herzens, aus zarten Ideenverkettungen, oder aus trüben Erinnerungen? Niemand wußte es, Niemand konnte fragen, obgleich ſie tiefe und eigenthümliche Sympathieen erweckten, und aus Einem Herzen wenigſtens ſtieg das Gebet empor, daß ſie, wenn der Zeiger der Zeit die letzte Stunde ihres Erdenlebens bezeichnete, ſie deren Herannahen mit Freude und nicht mit Schmerz begrüßen möge — daß vielleicht Geiſterſtimmen ihrer Seele zuflüſtern ſollten: „Komm, holde Schweſter! Komm zu dem Reiche ewigen Lichts und ewiger Liebe — komm, vereinige Deine Engelsſtimme mit der unſrigen, um den Ruhm Deſſen zu ſingen, der uns geliebt und ſich für uns dahingegeben hat" — während ſie mit demüthig gefalteten Händen und vertrauensvoll erhobenem Auge antworten wird: „Ja, ich komme freudig und ohne Furcht, denn ich weiß, daß mein Erlöſer lebt!"

Ich war mit einem Manne in New-York überein gekommen, daß er Möbel nach Havanna ſchaffen, hier ein Haus miethen und Jenny Lind und unſere engere

Gesellschaft während unseres Aufenthaltes beköstigen solle. Als wir ankamen, fanden wir das Haus in ein halbes Hôtel verwandelt, und die unbewohnt gebliebenen Zimmer nichts weniger als behaglich. Jenny war verdrüßlich darüber. Kurze Zeit nach dem Mittagsessen nahm sie eine Volante und einen Dolmetscher und fuhr in die Vorstädte. Sie blieb vier Stunden weg; Niemand von uns wußte, wohin oder weswegen sie gegangen war. Endlich kehrte sie zurück und theilte uns mit, daß sie ein geräumiges meublirtes Haus in herrlicher Lage, außerhalb der Stadtmauern, gemiethet habe, und lud uns Alle ein, zu ihr zu kommen und während unseres Aufenthaltes in Havanna bei ihr zu wohnen. Wir thaten es, und es würde schwer sein, sich einen angenehmeren Monat zu denken, als den, welchen die ganze Gesellschaft dort verbrachte.

Jenny war jetzt von allen Belästigungen befreit. Ihre Zeit gehörte ihr allein, sie nahm keine Besuche an, ging und kam, wie es ihr beliebte, hatte keine aufdringlichen juristischen oder sonstigen Rathgeber um sich, und war so fröhlich wie ein Heimchen. Hinter dem Hause hatten wir einen geräumigen Hof, und dort pflegte sie umher zu schäkern und zu laufen, zu singen und zu lachen, wie ein junges Schulmädchen. „Nun, Mr. Barnum, wir wollen noch ein Mal Ball spielen," pflegte sie ein halb Dutzend Mal des Tages zu sagen, worauf sie einen Gummiball (deren sie zwei

bis drei besaß) ergriff und ein Spiel mit Werfen und Auffangen begann, das seinen Fortgang nahm, bis ich vollständig erschöpft sagte: „Ich gebe es auf!“ Dann hörte man ihr helles, harmonisches Lachen durch das Haus schallen, wenn sie ausrief: „O, Mr. Barnum, Sie sind zu dick und zu träge, als daß Sie es aushalten könnten, mit mir Ball zu spielen!“

Ihre Landsmännin, Fräulein Bremer, verbrachte ein Paar recht angenehme Tage mit uns.

Bald nach der Ankunft in Havanna fand ich, daß ein heftiges Vorurtheil gegen unser musikalisches Unternehmen herrschte. Ich sollte vielmehr sagen, daß die an den hohen Preis, welchen die Billets in den Vereinigten Staaten eingebracht hatten, nicht gewöhnten Havanneros entschlossen waren, mich zur Annahme ihrer Opernpreise zu zwingen, während ich für das Taconopernhaus jeden Abend eintausend Dollars bezahlte, und da die anderen Ausgaben in demselben Verhältniß standen, so war ich entschlossen, entweder lohnende Preise zu erhalten, oder keine Concerte zu geben. Dieser Entschluß von meiner Seite verdroß die Havanneros, die nicht für geizig gelten wollten, obgleich sie es doch wirklich waren. Ihr Aerger richtete sich daher hauptsächlich gegen *mich*, und eine ihrer Zeitungen nannte mich höflicher Weise einen „Yankee-Piraten“, dem an weiter nichts gelegen sei, als an ihren Dublonen. Sie besuchten das Concert, wollten jedoch der großen Sängerin keine Freundlich-

keit zeigen. Dieſes Gefühl war mir im Voraus ganz wohl bekannt. Ich hielt jedoch jede Ahnung davon ſorgfältig von Fräulein Lind fern. Ich ging deshalb mit einigen Befürchtungen in Bezug auf ihren Empfang zu dem erſten Concert. Der folgende Artikel, welchen ich nach der havanneſiſchen Correſpondenz der „New-Yorker Tribune" copire, giebt einen treuen Bericht über daſſelbe:

„Jenny Lind trat, von Signor Belletti geführt, auf, ungefähr drei- bis vierhundert Perſonen klatſchten bei ihrem Erſcheinen, aber dieſes Zeichen des Beifalles wurde augenblicklich durch ein kräftiges, wenigſtens zweitauſendfünfhundertfaches Ziſchen zum Schweigen gebracht. Nachdem es ſo feſtgeſtellt war, daß kein Vorgreifen der öffentlichen Meinung ſtattfinden ſolle, und daß der Beifall erſt unbeſtreitbar verdient ſein müſſe, ehe er Jenny Lind in dieſem Hauſe zu Theil würde, trat das feierlichſte Schweigen ein. Ich habe die ſchwediſche Nachtigall ſowohl in Europa, als auch in Amerika oft gehört, und ſtets ihr erſtes Auftreten in jeder Stadt mit einer deutlich erkennbaren Befangenheit verknüpft gefunden; dieſes Gefühl zeigte ſich in der That auch in ihren Zügen, als ſie ſich der Rampe näherte, aber als ſie den ihr beſtimmten Empfang bemerkte, der von Allem, was ſie mit gutem Grunde erwarten konnte, ſo verſchieden war, veränderte ſich ihr Geſicht augenblicklich zu dem

Ausdruck ſtolzer Faſſung, ihre Augen blitzten trotzig, ſie wurde unbeweglich wie eine Bildſäule, und ſtand vollkommen ruhig und ſchön da. Sie war überzeugt, daß ſie jetzt eine Feuerprobe zu beſtehen und einen, ihrer würdigen, Sieg zu gewinnen habe. Ihr Auge überflog in einem Moment das außerordentlich zahlreiche Publikum, die Muſik hob an, und dann folgten — wie kann ich es beſchreiben — ſo himmliſche Töne, wie ich wirklich glaube, daß ſie noch nie ein menſchliches Weſen, außer Jenny Lind, hervorgebracht, noch ein Sterblicher jemals, außer von ihren Lippen, gehört hat. Einige der älteſten Caſtilier bewahrten ihr Stirnrunzeln und ein verächtliches Lächeln auf den Lippen, aber die Damen und der größte Theil der Zuhörer fingen an, überraſcht auszuſehen. Die herrliche Melodie floß dahin, indem ſie fortwährend an Schönheit und Pracht zunahm. Die Caballeros, die Sennoras und Sennoritas begannen einander anzuſehen, aber faſt Alle hielten, augenſcheinlich entſchloſſen, den äußerſten Widerſtand zu leiſten, die Zähne zuſammengepreßt und die Lippen geſchloſſen. Der Strom floß ſchneller und immer ſchneller — die Lerche flog höher und immer höher — die Melodie wurde herrlicher und immer herrlicher, noch immer blieben alle Lippen zuſammengepreßt. Endlich, als die ſchwellenden Noten in Strömen in unſere entzückten Ohren drangen, flüſterte ein armer Kritiker un-

willkürlich ein „Bravo!“ Dieſer Ausbruch der Seele wurde augenblicklich von Ziſchen übertäubt. Der Strom der Harmonie floß dahin, bis er endlich am Schluſſe jedes Hinderniß niederriß und Alles mit ſich fortführte. Es blieb keine Spur von Oppoſition zurück, und ſolch' ein erſchütternder Applaus, wie er ſich jetzt erhob, iſt noch nie gehört worden!“

„Der Triumph war der allervollſtändigſte, und wie verhielt ſich Jenny Lind! Sie, die ein Paar Augenblicke vorher feſt wie Stahl geſtanden hatte, zitterte jetzt wie ein Rohr im Winde vor dem Sturme von Enthuſiasmus, den ihre eigenen einfachen Töne heraufbeſchworen hatten. Zitternd, langſam und mit faſt zur Erde geſenktem Geſichte entfernte ſie ſich. Das Geſchrei und der Beifall des Sieges nahm zu. „Encore! Encore! Encore!“ erſchallte von allen Lippen; ſie erſchien wieder, verbeugte ſich tief, und trat wieder ab, aber nochmals und nochmals und wieder wurde ſie hervorgerufen, und bei jedem Erſcheinen ſchallte der Beifallsdonner lauter und lauter. Auf dieſe Art wurde Jenny Lind fünf Mal herausgerufen, um die einſtimmigen und betäubenden Beifallsbezeugungen entgegen zu nehmen.“

Ich kann nicht beſchreiben, was ich empfand, während ich dieſe Scene von der erſten Gallerie aus beobachtete. Die arme Jenny! Ich fühlte tiefes Mit-

leiden mit ihr, als ich jenes erſte Ziſchen hörte, ich bemerkte allerdings die entſchloſſene Haltung, welche ſie annahm, aber ich fürchtete die Folgen. Als ich ihren Triumph ſah, konnte ich die Freudenthränen nicht zurückhalten, welche über meine Wangen rannen. Ich eilte durch eine Privatloge und erreichte die Bühne, als ſie ſich eben nach dem fünften Herausruf entfernte. „Gott ſegne Sie, Jenny, Sie haben ſie beſiegt!“ rief ich aus.

„Sind Sie zufrieden,“ ſagte ſie, indem ſie die Arme um meinen Hals ſchlang. Auch ſie weinte vor Freuden, und noch nie zuvor war ſie meinen Augen ſo ſchön erſchienen, als an dieſem Abend.

Eine der Havanneſer Zeitungen fuhr, trotz des großen Triumphes fort, nach niedrigen Preiſen zu ſchreien. Dies veranlaßte Viele, wegzubleiben, da ſie erwarteten, bald eine Herabſetzung eintreten zu ſehen. Man war der Meinung geweſen, daß wir in Havanna zwölf Concerte geben würden, aber als das Publikum nach dem vierten (wohlthätigen Zwecken gewidmeten) Concerte ſah, daß ich keins weiter anzeigte, wurde es unruhig. Wir wurden von Deputationen beſucht, welche um noch mehr Concerte baten, aber wir ſchlugen es beſtimmt ab. Einige der angeſehenſten Dons, unter denen ſich Graf Penalver befand, erboten ſich nun, uns für drei Concerte fünfundzwanzigtauſend Dollars zu garantiren. Meine Antwort war, daß es auf der Inſel Cuba nicht Geld genug gebe, um mich

zur Einwilligung zu bestimmen. Dies machte der Sache ein Ende, und gab uns eine angenehme Gelegenheit zur Erholung.

Auf seine Einladung besuchten wir Mr. Brinckenhoff, den angesehenen amerikanischen Kaufmann in Matanzas, den ich drei Jahr vorher an demselben Orte angetroffen, und der später meine Familie in Connecticut besucht hatte. Der gebildete Wirth that alles, was in seinen Kräften stand, um unsern Aufenthalt angenehm zu machen, und Jenny war so entzückt über seine Aufmerksamkeiten, und die interessanten Einzelheiten der Zucker- und Kaffeepflanzungen, welche wir durch seine Güte besichtigten, daß sie gleich nach ihrer Rückkehr nach Havanna, Mr. Benedict, der durch Krankheit verhindert worden war, uns zu begleiten, auf die nämliche Vergnügungsreise ausschickte.

Ich traf meinen kleinen italienischen Tellertänzer Bivalla in Havanna. Er besuchte mich oft. Er war in großer Noth, da er durch Lähmung den Gebrauch der Glieder auf der linken Seite seines Körpers verloren hatte, in Folge dessen war er außer Stande, sein Brod zu verdienen, obgleich er noch immer einen kunstfertigen Hund hielt, der ein Spinnrad drehte und einige merkwürdige Kunststücke ausführte.

Als ich ihn eines Tages zum Thorweg hinausließ, fragte Fräulein Lind, wer er wäre. Ich erzählte ihr kurz seine Geschichte. Sie sprach ihr tiefes Mitgefühl für seine Lage aus, und sagte, daß in dem

„Benefice," welches ſie in Kurzem zu wohlthätigen Zwecken geben wollte, etwas für ihn beſtimmt werden ſolle. Als das Benefice daher vor ſich ging, beſtimmte ihm Fräulein Lind fünfhundert Dollars, und ich tra die nöthigen Anordnungen für ſeine Rückkehr zu ſeinen Angehörigen in Italien. Bei dem nämlichen Benefice wurden viertauſend Dollars unter zwei Krankenhäuſer und ein Kloſter vertheilt.

Ein paar Morgen nach dem Benefice ertönte unſere Klingel, und der Bediente theilte mir mit, daß nach mir gefragt würde. Ich ging an die Thüre, und fand eine große Proceſſion von hübſch gekleideten Kindern mit Fahnen, begleitet von zehn bis zwölf, in ihre reichen wallenden Gewänder gehüllten Prieſtern. Ich fragte nach ihrem Wunſche, und erhielt die Antwort, daß ſie gekommen wären, um Fräulein Lind zu ſehen und ihr perſönlich für ihre Wohlthätigkeit zu danken. Ich nahm ihre Botſchaft in Empfang, und benachrichtigte Fräulein Lind, daß die Vorſteher des Kloſters in Gala gekommen ſeien, um ihr zu danken.

„Ich will ſie nicht ſehen," antwortete ſie, „ſie ſind mir keinen Dank ſchuldig; wenn ich Gutes gethan habe, ſo iſt das nicht mehr als meine Pflicht, und es macht mir Vergnügen. Ich verdiene ihren Dank nicht; ich will ſie nicht ſehen." Ich brachte ihre Antwort zurück, und die Führer der großartigen Proceſſion entfernten ſich verdrießlich.

Am nämlichen Tage kam Vivalla, und brachte ihr

ein Körbchen mit den köſtlichſten Früchten, die er hatte auftreiben können. Der kleine Burſche war ganz glücklich und außerordentlich dankbar. Fräulein Lind war ausgefahren.

„Gott behüte mich! Ich bin ſo glücklich, ſie iſt eine ſo gute Dame, ich werde meine Geſchwiſter wiederſehen. Ach, ſie iſt eine ſehr gute Dame!“ ſagte der arme Vivalla von ſeinen Gefühlen überwältigt. Er bat mich, ihr ſeinen Dank abzuſtatten, und ihr das Obſt zu geben. Als er nun zur Thüre hinaus ging, zögerte er einen Augenblick, und ſagte dann: „Mr. Barnum, ich möchte ſo gern, daß die gute Dame meinen Hund ſpinnen ſähe; es iſt ſehr hübſch. Er kann recht gut ſpinnen; ſoll ich den Hund bringen, und ihn vor ihr ſpinnen laſſen. Sie iſt eine ſo gute Dame; ich möchte ihr ſo gern Vergnügen machen.“ Ich lächelte, und ſagte ihm, daß ſie ſich nichts aus dem Hunde machen werde, daß ihm das Geld gern gegeben worden ſei, und daß ſie ſich geweigert habe, die Geiſtlichen des Kloſters an dieſem Morgen zu empfangen, weil ſie niemals Dank für Wohlthaten annehme.

Als Jenny nach Hauſe kam, gab ich ihr das Obſt, und erzählte ihr lachend, daß Vivalla zu zeigen wünſchte, wie ſein kunſtfertiger Hund ein Spinnrad drehte.

„Der arme Mann, der arme Mann! laſſen Sie ihn ja kommen. Es iſt Alles, was das gute Geſchöpf

für mich thun kann," rief Jenny aus, und die Thränen rannen dicht und ſchnell über ihre Wangen. „Das gefällt mir, das gefällt mir!" fuhr ſie fort, „laſſen Sie ja das arme Geſchöpf kommen und ſeinen Hund herbringen, es wird ihn gewiß glücklich machen."

Ich geſtehe, daß es mich glücklich machte, und ich rief aus vollem Herzen: „Gott ſegne Sie! er wird vor Freuden darüber weinen; er ſoll morgen kommen." Ich ſah Vivalla an demſelben Abend, und ſetzte ihn durch die Nachricht, daß Jenny ſeinen Hund punkt vier Uhr ſpinnen ſehen wolle, in Entzücken.

„Ich werde pünktlich ſein," ſagte Vivalla mit vor Bewegung bebender Stimme. „Aber ich wußte gewiß, daß ſie meinen Hund gern ſpinnen ſehen würde."

Eine gute halbe Stunde vor der beſtimmten Zeit ſaß Jenny an ihrem Fenſter in der zweiten Etage, und wartete auf Vivalla und ſeinen Hund. Ein paar Minuten vor der feſtgeſetzten Zeit ſah ſie ihn kommen. „Ach, da kommt er, da kommt er!" rief ſie fröhlich aus, indem ſie die Treppe hinabſprang und die Thür öffnete, um ihn einzulaſſen. Ein Negerknabe trug das kleine Spinnrad, während Vivalla den Hund führte. Sie gab dem Knaben eine Silbermünze, und ſchickte ihn fort, dann nahm ſie das Spinnrad auf den Arm und ſagte: „Das iſt ſehr hübſch von Ihnen, daß Sie mit Ihrem Hunde kommen. Folgen Sie mir, ich werde das Spinnrad hinauf tragen." Ihr Bedienter erbot ſich, ihr das Spinnrad abzunehmen, aber nein,

ſie wollte es niemand Anderen tragen laſſen. Sie rief uns Alle in ihr Zimmer, und widmete dem glücklichen Italiener eine volle Stunde. Sie kniete nieder, um den Hund zu liebkoſen, und Vivalla alles Mögliche über ſeine Leiſtungen, ſeinen früheren Lebenslauf, ſeine Freunde in Italien und ſeine gegenwärtigen Hoffnungen und Abſichten zu fragen. Dann ſang und ſpielte ſie ihm etwas vor, reichte ihm einige Erfriſchungen und beſtand ſchließlich darauf, ſein Spinnrad bis zu der Thüre zu tragen, von wo aus ihr Bedienter Vivalla zu ſeinem Koſthauſe begleitete.

Der arme Vivalla! wahrſcheinlich war er noch nie ſo glücklich geweſen; aber ſeine Freude übertraf die Fräulein Lind's nicht. Dieſe Scene allein würde mich für alle meine Mühen während des ganzen muſikaliſchen Feldzuges entſchädigt haben.

In New-Orleans war der Kai von einem großen Menſchengedränge erfüllt, als das Dampfboot Falcon, auf welchem wir die Reiſe von Havanna gemacht hatten, herankam. Jenny hatte einen Monat der Ruhe genoſſen, und fürchtete die Aufregung, der ſie jetzt wieder ausgeſetzt werden ſollte.

„Mr. Barnum, ich bin überzeugt, daß ich niemals durch dieſes Gedränge kommen kann," ſagte ſie verzweifelnd.

„Ueberlaſſen Sie das mir. Bleiben Sie nur

zehn Minuten ruhig, und es soll dann kein Gedränge mehr hier geben," antwortete ich.

Ich erfaßte den Arm meiner Tochter, die den Schleier über das Gesicht warf, und wir stiegen auf der Ausschiffungsbrücke nach dem Dock hinab. Die Menge drängte sich um uns. Ehe ich das Schiff verließ, hatte ich einen Wagen herbeigewinkt.

„Das ist Barnum, ich kenne ihn," riefen mehrere Personen mit lauter Stimme.

„Bitte, machen Sie Platz für Mr. Barnum und Fräulein Lind," rief Le Grand Smith über das Geländer des Schiffes, dessen Verdeck er eben von dem Kai aus erreicht hatte.

„Bitte, Gentlemen, drängen Sie sie nicht!" rief ich, und mit Schieben, Drängen und Schmeicheln erreichten wir den Wagen, und fuhren nach dem Montalba Buildings, wo Jenny's Zimmer bereit gehalten worden waren, und die ganze Menschenmenge folgte uns auf den Fersen. Ein paar Minuten später kam Jenny mit ihrer Gesellschafterin ruhig in einer Equipage, und befand sich im Hause, ehe die List entdeckt wurde. In Folge unaufhörlicher Aufforderungen erschien sie auf einen Augenblick auf dem Balkon, schwenkte ihr Taschentuch, empfing einen dreimaligen lauten Jubelruf, und die Menge zerstreute sich.

Ein armer, blinder Knabe, der im Innern vom Mississippi wohnte, ein Flötenspieler und eifriger Musikfreund, besuchte New-Orleans, nur um Jenny Lind zu

hören. Seine Nachbarn hatten eine Subscription eröffnet, um die Koſten zu beſtreiten. Als dieſe Thatſache Jenny zu Ohren kam, ließ ſie ihn kommen, ſpielte und ſang ihm etwas vor, ſprach viele freundliche und tröſtende Worte zu ihm, nahm ihn mit zu ihren Concerten, und ſchickte ihn bedeutend reicher wieder fort, als er je zuvor geweſen war.

In New-Orleans ereignete ſich ein ſpaßhafter Vorfall. Unſre Concerte wurden in dem damals von meinem guten Freunde, Sol Smith, geleiteten St. Charles-Theater gegeben. Auf den unbebauten Stellen in der Nähe des Theaters befanden ſich Schaubuden mit Rieſenſchweinen, fünfbeinigen Pferden, grauen Bären u. ſ. w.

Ein Herr hatte einen ungefähr zwölfjährigen Sohn, der ein ausgezeichnetes muſikaliſches Gehör beſaß. Derſelbe konnte jede Melodie nachpfeifen oder ſingen, wenn er ſie nur ein Mal gehört hatte. Sein Vater kannte keine einzige Note, und machte ſich auch nichts daraus, aber es lag ihm ſo viel daran, ſeinem Sohne ein Vergnügen zu machen, daß er dreißig Dollars für zwei Concertbillets bezahlte.

„Die Muſik gefiel mir beſſer, als ich erwartet hatte," ſagte er am folgenden Tage zu mir, „aber mein Sohn war ganz weg. Er war ſo hingeriſſen, daß er den ganzen Abend kaum ein Wort ſprach. Ich hätte ihn um keinen Preis aus ſeinen köſtlichen Träumen wecken mögen. Als das Concert beendigt war,

verließen wir das Theater. Es wurde kein Wort geſprochen. Ich wußte, daß mein muſikaliſches Wunderkind in den Wolken ſchwebte, und ich ſagte nichts. Ich konnte nicht umhin, ihn um ſeine Liebe zur Muſik zu beneiden, und betrachtete meine dreißig Dollars als nichts im Vergleich zu der Seligkeit, welche ſie ihm verſchafft hatten. Ja, ich dachte ſchon ernſtlich daran, ihn in das nächſte Concert zu führen, als er ſprach. Wir gingen eben an den vielen Schaubuden auf den Bauplätzen vorbei. Eins der Schilder erregte ſeine Aufmerkſamkeit, und er ſagte: „Vater, wir wollen hineingehen, und das große Schwein anſehen!“ „Der kleine Schlingel! Ich hätte ihn durchprügeln können!“ ſagte der Vater, der einen guten Witz liebte, und ſich deshalb des Lachens über den ſpaßhaften Vorfall nicht enthalten konnte.

Ich traf mit dem Capitain des prächtigen Dampfbootes „Magnolia“ von Louisville die Verabredung, daß er unſre Geſellſchaft bis zu der Vereinigung des Ohio mit dem Miſſiſſippi führen ſolle, wobei ich mir hinreichenden Aufenthalt in Natchez und in Memphis vorbehielt, um an beiden Orten Concerte zu geben. Es war nichts ungewöhnliches, daß ich ein Dampfboot miethete oder auf der Eiſenbahn einen Extrazug für unſre Geſellſchaft nahm. Bei einem ſolchen Unternehmen, wie das meinige, war die Zeit und die Bequemlichkeit mehr werth, als das Geld.

Auf dem Dampfer wurde die Zeit durch Leſen Anſchauen der Miſſiſippigegend und dergleichen verkürzt. Eines Tages hatten wir zum Vergnügen der Paſſagiere in der Damenkajüte ein hübſches, muſikaliſches Feſt, bei welchem Jenny Lind, ohne ſich bitten zu laſſen, ſang. Es kam uns vor, als ob ſie noch nie ſo herrlich geſungen hätte.

Zur Unterhaltung der Paſſagiere erzählte ich viele, auf meinen Reiſen aufgeleſene Anekdoten, und gab einige meiner eignen Erlebniſſe zum Beſten. Ich führte auch eine Anzahl Taſchenſpielerkunſtſtückchen aus, welche ſie unterhielten und in Erſtaunen ſetzten*). Eins der Kunſtſtücke beſtand darin, daß ich einen Vierteldollar auf mein Knie legte, ihn mit einer Karte zudeckte und dann auf geheimnißvolle Weiſe verſchwinden ließ.

Nach dem zweiten Tage fand ich, daß der Mulatte, der uns raſirte, mein Geld ausſchlug, indem er als einzigen Grund nur angab, daß mir ſeine Dienſte ohne Bezahlung zu Gebote ſtänden. Die Wahrheit kam jedoch bald an den Tag. Er hatte heimlich zu-

*) Ich hatte ſie viele Jahre zuvor in dieſen weſtlichen und ſüdlichen Gegenden unter ganz verſchieden Umſtänden ausgeführt. Krankheit oder Deſertion, der von mir für dieſes Fach Angeſtellten, zwang mich oft zur Ausübung der Taſchenſpielerkunſt.

geſehen, und ſein abergläubiſcher Geiſt hatte mich mit der Macht eines Bündniſſes mit dem Teufel begabt.

Am folgenden Morgen ſetzte ich mich zu der Operation des Raſirens nieder und der farbige Gentleman verſuchte es, in das Geheimniß einzudringen. Ich bitte um Verzeihung, Mr. Barnum, aber ich habe viel von Ihnen gehört, und geſtern Abend habe ich mehr geſehen, als ich ſehen wollte. Iſt es wahr, daß Sie ſich dem Teufel verſchrieben haben, ſo daß Sie thun können, was Ihnen beliebt."

„Ja wohl," war die Antwort, „ſo lautet unſer Vertrag."

„Auf wie lange haben Sie ihn abgeſchloſſen," fragte er nun zunächſt.

„Nur auf neun Jahre," ſagte ich, „drei davon ſind ſchon vorbei. Ehe die andern ſechs vorübergehen, werde ich ein Mittel finden, den alten Herrn zu überliſten, und das habe ich ihm auch geradezu in's Geſicht geſagt."

Bei dieſem Geſtändniß war ein ungewöhlich großer Theil des Weißen im Auge des dunkelhäutigen Barbiers zu ſehen, und er fragte: „Rührt es von dieſem Vertrage her, daß Sie ſo viel Geld haben?"

„Freilich. Es iſt ganz einerlei, wer das Geld hat, oder wo er es aufbewahrt, in ſeinem Kaſten oder in ſeiner Geldkaſſe oder irgend wo an ſeinem Leibe, ich brauche nur die Worte auszuſprechen, ſo kommt es."

Das Raſiren wurde ſchweigend beendet, aber die

Gedanken waren im Geiſte des Barbiers geſchäftig geweſen, und er ergriff die erſte Gelegenheit, um ſeinen Geldſack in dem eiſernen Geldkaſten des Schiffsſchreibers unterzubringen.

Die Bewegung entging mir nicht, und es wurde ſofort ein Scherz beſchloſſen. Ich hatte gerade nur Zeit, mich mit dem Schreiber zu verabreden und meinen Platz in der Kajüte wieder einzunehmen, ehe der Barbier eine zweite Unterredung mit dem Entſchluſſe nachſuchte, die angebliche Macht des Verbündete Beelzebub's auf die Probe zu ſtellen.

„Ich bitte um Verzeihung, Mr. Barnum, aber wo iſt mein Geld? Können Sie es bekommen?"

„Ich mag Ihr Geld nicht," antwortete ich ruhig, „es iſt in Sicherheit."

„Ja, ich weiß, daß es in Sicherheit iſt — Ha, ha — es iſt in dem eiſernen Kaſten im Büreau des Schreibers und ſicher genug vor Ihnen."

„Es iſt nicht in dem eiſernen Kaſten," ſagte ich. Dies wurde ſo ruhig, aber doch beſtimmt geſprochen, daß der farbige Gentleman nach dem Büreau lief und fragte, ob Alles in Ordnung wäre: „Es iſt Alles gut," ſagte der Schreiber. „Schließen Sie auf und laſſen Sie mich ſehen," antwortete der Barbier. Die Caſſe wurde aufgeſchloſſen, und ſiehe da! — Das Geld war verſchwunden!

In myſtificirtem Schrecken bat mich der Beraubte um Hülfe. „Sie werden den Sack in Ihrer

Kommode finden," ſagte ich — und dort fand er ſich vor!

Bei dieſem Allen hatte ich natürlicher Weiſe einen Verbündeten, ſowie bei einem gleich darauf folgenden Streiche. „Nun," ſagte ich, „geben Sie mir einen Cent. Ich werde ihn zu ſeiner hölliſchen Hoheit ſchicken, und ſogleich wieder zurückbringen." Ich erhielt einen Cent — warf ihn in die Luft und er verſchwand!

„Wohin ſoll er zurückkommen?"

„Unter dieſes Barbierbecken," war die Antwort. Das Becken wurde umgedreht und ſiehe da, der Cent lag darunter! Der Barbier nahm ihn vom Tiſche und ließ ihn ſofort wieder fallen. Er war glühend heiß! „Der Teufel hat ihn gehabt. Er iſt noch heiß," ſagte der Barbier. Es war ein anderer Cent, welchen mein Verbündeter erhitzt und einen Augenblick vorher heimlich dorthin gelegt hatte.

„Und nun," fuhr ich fort, „will ich Sie in eine Katze verwandeln und Sie ſogleich wieder zu einem Menſchen machen."

„Das können Sie nicht," ſagte der Barbier, aber augenſcheinlich mit einigem Zweifel an ſeiner Urtheilskraft.

„Sie ſollen es gleich ſehen," antwortete ich feierlich, „Sie laufen nur die eine Gefahr dabei," fuhr ich fort: „Wenn mir etwas zuſtößt, wie, daß ich die Parole Seiner Majeſtät vergeſſe, oder etwas derart,

ſo bleiben Sie auf ewig ein ſchwarzer Kater. Sind Sie bereit?"

Der Barbier entfloh beſtürzt, und war ſo ernſtlich beunruhigt, daß Capitain Brown fürchtete, er würde über Bord ſpringen. Als mir dieſe Wendung des Spaßes mitgetheilt wurde, erklärte ich dem Gegenſtande meines Scherzes die ganze Sache.

„Bei Golly!" ſagte der Barbier, mit der ſeine Race charakteriſirenden Lebhaftigkeit, „bei Golly! wenn ich nach New-Orleans zurückkomme, will ich ein Barnum über die farbigen Leute werden. He, he!"

Während unſeres Aufenthaltes in St. Louis hielt ich im Theater einen Mäßigkeitsvortrag, und unter den Unterzeichnern des Mäßigkeitsgelübdes befand ſich der berühmte Schauſpieler Sol Smith. „Onkel Sol" wie er von Jedem genannt wird, lebt mit ſeiner Familie in St. Louis, und iſt noch, ſowohl dort, als auch in New-Orleans bei Theaterunternehmungen betheiligt, wenn er ſich nicht zurückgezogen hat, und das otium cum dignitate genießt, welches er ſich lange verſprochen hat, und welches ſeine pecuniären Verhältniſſe vollkommen rechtfertigen würden.

Bei der erſten Billetauction in Naſhville war die Aufregung, wie gewöhnlich, bedeutend, und es wurde lebhaft geboten. Einer meiner Leute, der ſich zufällig nach dem Schluſſe derſelben in einem Ausſchnittladen der Stadt befand, hörte den Eigenthümer deſſelben ſagen: „Ich will demjenigen, der mich hin-

aus führt und mich tüchtig durchprügelt fünf Dollars geben! Ich verdiene es und bin bereit, dafür zu bezahlen. Kann man sich vorstellen, daß ich achtundvierzig Dollar für vier Billets für meine Frau, zwei Töchter und mich bezahlt habe, um nur zwei Stunden lang der Musik zuzuhören; das macht mich rasend über mich selbst, und ich will Jemanden bezahlen, der mir eine donnermäßig gute Tracht Prügel giebt!"

Ich will nicht behaupten, daß nicht auch Andere in ähnlicher Lage ein etwas ähnliches Gefühl empfunden haben, nachdem sie wieder ruhig und verständig geworden waren, und die Aufregung der Neuheit und des Kampfes vorüber war.

Während wir uns in Nashville befanden, besuchten Jenny Lind und ihre Begleiter nebst meiner Tochter, Mrs. Lyman und mir „die Einsiedelei", die frühere Wohnung des Generals Jackson. Bei dieser Gelegenheit hörten wir zum ersten Male in diesem Jahre die wilden Spottvögel in den Bäumen singen. Dies verursachte Jenny großes Vergnügen, da sie dieselben bisher nur in ihren Drathkäfigen hatte singen hören.

Der erste April kam herbei, während wir in Nashville waren. Im Laufe des Vormittags wurde ich durch die Besuche der Mitglieder unserer Gesellschaft, welche im Glauben, daß ich nach ihnen gefragt hätte, zu mir kamen, bedeutend belästigt. Nach dem Mittagsessen beschloß ich, sie sämmtlich zu „Aprilnarren" zu machen. Nachstehender Artikel, welcher

am folgenden Morgen im „Nashville Daily American" dessen Redacteure mein Secretair das Geheimniß mitgetheilt hatte, wird zeigen, wie dies bewerkstelligt wurde.

„Zu Ehren des Tages aller Narren wurde gestern in der Veranda eine Reihe lächerlicher Späße ausgeführt. Mr. Barnum war der Anstifter des Unheils. Es gelang ihm auf geheimnißvolle Weise in Besitz einer Anzahl unausgefüllter telegraphischer Depeschen und Couverts von einem der hiesigen Büreaus zu kommen, worauf er sich an's Werk machte, und für die meisten von denen, welche das Gefolge Jenny Lind's bilden, „überraschende Nachrichten" fabricirte. Fast jeder aus der Gesellschaft erhielt eine von E. T. Nichols unter der Leitung Barnum's geschriebene telegraphische Depesche. Mr. Barnum's Tochter wurde benachrichtigt, daß ihre Mutter, ihre Cousine und mehrere andere Verwandte in Louisville auf sie warteten, und es wurden ihr noch verschiedene andere wichtige und außerordentliche Familiennachrichten mitgetheilt. Mr. Le Grand Smith erfuhr durch eine Depesche von seinem Vater, daß sein Geburtsort in Connecticut und mit demselben sein Wohnhaus in Asche läge. Mehrere von Barnum's Angestellten empfingen die glänzendsten Engagementsanerbieten von Banken und anderen Instituten im Norden. Burke und Anderen der musikalischen Mitglieder

wurden von Operndirectoren fürſtliche Gehaltanerbietungen gemacht, und viele von ihnen erhielten die verlockendſten Aufforderungen, ſich ſogleich zu der großen Weltausſtellung nach London zu begeben.“

„Ein verheiratheter Gentleman aus Mr. Barnum's Gefolge erhielt die freudige Nachricht, daß er ſeit zwei Tagen Vater von zwei dicken Knaben wäre, (die Mutter nebſt den Kindern befänden ſich im beſten Wohlſein), ein Ereigniß, welches er, obgleich in beſchränkterem Maßſtabe, ſeit einer Woche erwartet hatte. Kurz, faſt jede Perſon, der von Barnum engagirten Geſellſchaft, erhielt eine außerordentliche telegraphiſche Nachricht, und da es der große Impreſario ſo einrichtete, daß die Depeſchen zu gleicher Zeit abgeliefert würden, ſo war jeder Empfänger eine Zeit lang mit ſeinem beſonderen Nachrichten eifrig beſchäftigt.“

„Mit der Zeit fing jeder an, ſeinem Nachbar ſeine guten oder ſchlechten Nachrichten mitzutheilen, und jeder war natürlicher Weiſe je nach den Umſtänden erfreut oder bekümmert. Mehrere benachrichtigten Mr. Barnum von ihrer Abſicht, ihn in Folge beſſrer Anerbietungen zu verlaſſen, und eine Anzahl von ihnen ſchickten telegraphiſche Depeſchen oder Briefe zur Beantwortung der erhaltenen Nachrichten ab.“

„Der Mann, der so plötzlich der Vater von Zwillingen geworden war, telegraphirte seiner Frau zu: „Guten Muthes zu sein, er werde morgen nach Hause abreisen," zu später Stunde gestern Abend war das Geheimniß noch nicht bekannt geworden, und wir vermutheten, daß viele der Opfer erst aus unseren Spalten ersehen werden, daß sie von Barnum und dem Tage aller Narren zum Besten gehalten worden sind!"

Von Nashville reis'te Jenny Lind mit einigen Freunden über die Mammouth-Höhle nach Louisville, während der Rest der Gesellschaft mit dem Dampfboot weiter fuhr.

In Havanna hatte ich Signor Salvi auf ein paar Monate engagirt, so daß er am 10. April eintreten sollte. Er stieß in Louisville zu uns und sang dort zur großen Befriedigung des Publikums. Mr. Prentice vom Louisville-Journal, und seine schöne und talentvolle Gattin, welche viel zur Unterhaltung des Fräulein Lind und ihrer Gesellschaft beigetragen hatten, begleiteten uns nach Cincinnati.

Ein Einwohner von Madison hatte sich gleich bei meiner Ankunft in Louisville, wegen eines Concertes in dieser Stadt an mich gewendet. Ich antwortete, daß der Ort zu klein sei, um dies zu erlauben, worauf er sich erbot, die Leitung selbst zu übernehmen, und mir fünftausend Dollars für die Ein-

nahme zu bezahlen*) Da das Dampfboot von Louisville nach Cincinnati in Madiſon gegen Sonnenuntergang ankommen und lange genug verweilen ſollte, um uns zu geſtatten, ein Concert zu geben, ſo nahm ich ſeinen Vorſchlag an.

Bei der Ankunft waren wir nicht wenig erſtaunt, als wir erfuhren, daß das Concert in einer Schweineſchlächterei — einem geräumigen Schuppen, der zu dieſem Zwecke hergerichtet und dekorirt worden war, gegeben werden müſſe. Wir folgerten jedoch, daß wir keinen Einwand gegen das Lokal machen dürften, wenn die Einwohner damit zufrieden wären. Derjenige, der das Uebereinkommen geſchloſſen hatte, nahm eintauſend-dreihundert Dollars weniger, als ſein Gebot ein, welche ich demzufolge verlor — und um zehn Uhr waren wir wieder am Bord des ſchönen Dampfbootes Ben Franklin, und unterwegs nach Cincinnati.

Am folgenden Morgen war eine unendliche Menſchenmenge auf dem Kai verſammelt. Ich fürchtete, daß der Verſuch, die Liſt von New-Orleans mit meiner Tochter zu wiederholen, nichts nützen würde, da der Spaß in den Zeitungen von Cincinnati veröffentlicht worden war. Ich reichte daher Fräulein Lind den Arm, und bat ſie, nichts zu fürchten, da ich auf

*) Das letzte Concert in Louisville und die Concerte in Natchez und Wheeling, wurden in Folge eines ähnlichen Uebereinkommens, obgleich in angenehmeren Localen und mit beſſerem pecuniären Erfolge, als in Madiſon gegeben.

ein Auskunftsmittel verfallen ſei, welches ſie vor jeder Beläſtigung bewahren würde. Als wir über das Boot an's Ufer ſtiegen, und ſobald wir Letzteres erreicht hatten, rief Le Grand Smith vom Boote her, als ob er einer der Paſſagiere geweſen wäre: „Es hilft Ihnen nichts, Mr. Barnum, diesmal können Sie Ihre Tochten nicht für Jenny Lind ausgeben!“ Die Bemerkung erregte unter der Menge laute Heiterkeit, und mehrere Perſonen riefen: „So geht's nicht, alter Barnum! Sie können die New-Orleanſer narren, aber Sie können die „Buck-eyes“ nicht hintergehen. Wir werden hierbleiben, bis Sie Jenny Lind herausbringen!“ Sie ließen mich bereitwillig mit der Dame, welche ſie für meine Tochter hielten, weitergehen, und fünf Minuten ſpäter ſagte die Nachtigall Mr. Coleman Komplimente über die ſchönen und bequemen Zimmer, welche im Burnett-Hauſe für ſie beſtimmt worden waren. Die Menge verweilte noch eine Stunde auf dem Kai, ehe ſie überzeugt werden konnte, daß die Perſon, welche ſie für meine Tochter gehalten hatte, die leibhaftige Schwedin geweſen war. Als die Wahrheit entdeckt wurde, folgte ein allgemeines Lachen auf den Ausruf eines der Opfer: „Nun, der alte Barnum hat uns doch gehumbugt.“

Als wir den Fluß nach Pittsburgh hinauffuhren, wartete das Schiff in Wheeling vier Stunden, um uns in den Stand zu ſetzen, ein Concert zu geben. Es wurde von ein Paar Herren in dieſer Stadt unter-

nommen, die es im Voraus für fünftausend Dollars kauften, und dadurch für ihre Mühe einen hübschen Gewinn machten. Das Concert wurde in einer Kirche gegeben.

In Pittsburgh drängten sich Tausende auf den freien Platz, welcher das Concertlocal umgab, und da sie so thöricht waren, einander den Genuß des Zuhörens nicht zu gönnen, so störten sie das Concert, und brachten uns zu dem Entschluß, am nächsten Morgen nach Baltimore abzureisen, anstatt ein zweites Concert zu geben, welches angezeigt worden war.

Hier zahlte mir Le Grand Smith meinen Aprilnarrenspaß heim. Er veranlaßte eine ihm bekannte Frau, mich zu besuchen, um mir ein Komplott zu enthüllen, das sie zufälliger Weise gehört haben wollte, wonach ein Paar Bösewichter beschlossen hätten, unsere Diligence im Alleghany-Gebirge anzuhalten, und einen Straßenraub auszuführen. Die Geschichte erschien mir unglaublich, aber die Frau erzählte dieselbe mit so viel anscheinder Aufrichtigkeit, daß ich den Köder verschluckte, mein sämmtliches Geld, mit Ausnahme des gerade nur zur Bestreitung unserer Ausgaben bis Baltimore nöthigen, nach New-York schickte, und mehrere Revolver für diejenigen Mitglieder unsrer Gesellschaft, die nicht schon damit versehen waren, kaufte; so daß wir Pittsburgh bis an die Zähne bewaffnet verließen. Glücklicher Weise waren Jenny und mehrere Andere von der Gesellschaft schon abgereis't, ehe ich die große Ent-

deckung machte, und die Furcht wurde ihr daher in dieſer Beziehung erſpart. Ich brauche wohl nicht erſt zu ſagen, daß wir keine Veranlaſſung zum Gebrauch unſrer Feuerwaffen fanden.

Wir erreichten New-York zeitig im Mai 1851, und gaben vierzehn Concerte in Caſtel-Garten und der Metropolitan Halle. Das Letzte derſelben war das zweiundneunzigſte regelmäßige Concert nach unſerm Kontrakte. Jenny hatte jetzt wieder die Atmoſphäre ihrer Rathgeber erreicht, und ich bemerkte bald die Wirkungen deren Einfluſſes. Es kümmerte mich jedoch wenig, welches Verfahren ſie ihr zu befolgen anriethen. Ja, ich wünſchte ſogar, daß dieſelben ſie bewegen möchten, mit dem hundertſten Concerte zu ſchließen, denn ich war der fortwährenden Aufregung und der unabläſſigen Anſtrengungen müde. Ich war überzeugt, daß Jenny auf tauſenderlei Art betrogen und geplagt werden würde, wenn ſie es unternahm, Concerte für ihre eigne Rechnung zu geben, aber ich fühlte, daß es gut für ſie ſein würde, wenn ſie einen Verſuch machte, im Fall ſie es für gut befand, den Verſicherungen jener, daß ich das Unternehmen nicht ſo erfolgreich geleitet habe, als es hätte geſchehen können, Glauben zu ſchenken.

Ungefähr beim 85. Concerte vernahm ich daher mit dem größten Vergnügen von ihren Lippen, daß ſie beſchloſſen habe, das Rausgeld mit fünfundzwanzigtauſend Dollars zu bezahlen, und die Concerte mit dem hundertſten zu ſchließen.

Wir gingen nach Philadelphia, wo ich das 92., 93. und 94. Concert angezeigt, und das große Nationaltheater in Chesnutstreet gemiethet hatte. Dieses war zu Bereiter- und Theatervorstellungen benutzt, jetzt aber vollständig gereinigt und von Max Maretzek für die italienische Oper eingerichtet worden. Es war ein zu unsrem Zwecke geeignetes Lokal. Einer ihrer Rathgeber, der eine untergeordnete Stellung in ihrem Dienste einnahm, und dem schon die Hände nach dem Ergreifen der Stellung eines Directors juckten, nahm die Wahl dieses Gebäudes zum Anlaß, um Unzufriedenheit in Fräulein Lind's Geiste zu erregen. Ich bemerkte den Einfluß, welcher thätig war, und da ich mir nicht genug aus dem Gewinne der noch übrigen sieben Concerte machte, um den Contrakt auf die Gefahr hin, die freundschaftlichen Gefühle, welche bisher ununterbrochen zwischen dieser Dame und mir geherrscht hatten, zu stören, so schrieb ich ihr einen Brief, in welchem ich mich erbot, den Vertrag, wenn sie es wünsche beim Schlusse des Concerts das an demselben Abend stattfinden sollte, aufzuheben, sofern sie mir nur eintausend Dollars für jedes der sieben Concerte, welche noch nöthig waren, um die einhundert vollständig zu machen, gewähren und mir außerdem die Summe bezahlen wolle, welche als Rausgeld für den Schluß des Contrakts mit dem hundertsten Concerte festgesetzt worden war. Gegen Abend erhielt ich die folgende Antwort.

An P. T. Barnum, Esq.

„Werther Herr — ich nehme Ihren Vorschlag an, unsern Contrakt heute Abend am Ende des 93. Concerts unter der Bedingung zu schließen, daß ich Ihnen außer der Summe, welche ich durch Beendigung des Engagements nach Verlauf von einhundert Concerten verwirke, noch siebentausend Dollars zahle.

Ich verbleibe, werther Herr, Ihre ergebene

Philadelphia, am 9. Juni 1851.

Jenny Lind."

Am Abend traf ich Jenny im Concert. Sie war so artig und freundlich, wie immer. Zwischen dem ersten und zweiten Theile des Concerts stellte ich ihr General Welch, den Miether des Nationaltheaters vor, der sie benachrichtigte, daß er vollkommen bereit sei, mich aus dem Miethcontrakt über das Gebäude zu entlassen, wenn sie dasselbe nicht mehr wünsche. Sie antwortete, daß sie dasselbe versucht und viel besser befunden, als sie erwartet hätte, und es deshalb für die übrigen Concerte behalten wolle.

Ihre Rathgeber hatten inzwischen ausgesprengt, daß ich sie gezwungen habe, an einem ungeeigneten Orte zu singen, und als sie hörten, daß Jenny beschlossen habe, dort zu bleiben, plagten sie dieselbe so lange mit Gründen dagegen, bis sie am Ende einwilligte, ihre Concerte nach einem kleineren Saale zu verlegen.

Ich hatte die drei Concerte in den Zeitungen auf einen Umkreis von einhundert Meilen von Philadelphia reichlich angekündigt, und den Redacteuren Eintrittsbillets zugeschickt. Am Tage des zweiten Concerts weigerte sich einer der neuen Agenten, der bei Herbeiführung der Auflösung unsres Contrakts thätig gewesen war, diese Billets anzuerkennen. Ich stellte ihm die Ungerechtigkeit eines solchen Verfahrens vor, fand aber kein Gehör. Jetzt benachrichtigte ich Fräulein Lind von dem Umstande, und sie gab sofort den Befehl, dieselben anzunehmen. Die Billets von Redacteuren auf dem Lande, welche vorgezeigt wurden, nachdem ich Philadelphia verlassen hatte, wurden jedoch (unzweifelhaft wider Wunsch und Wissen der Fräulein Lind) von ihren Angestellten zurückgewiesen, und die Redacteure, welche mit ihren Frauen aus weiter Entfernung gekommen waren, kauften Billets. Ich habe später vielen der Herren, deren Billets nicht anerkannt wurden, das Geld zurückerstattet.

Jenny gab mehrere Concerte mit verschiedenartigen Erfolge, und zog sich dann nach Niagara-Falls und später nach Northampton in Massachusetts zurück. Während ihres Aufenthaltes in letzterem Orte besuchte sie Boston, und vermählte sich mit Herrn Otto Goldschmidt, einem deutschen Componisten und Clavierspieler, für welchen sie große Liebe hegte, und welcher mit ihr in Deutschland Musik studirt hatte (?). Er spielte einige Male in unsren Concerten. Er schien

ein sehr stiller, harmloser Mensch zu sein, ist ein guter Musiker, und ich zweifle nicht, daß Fräulein Lind einen guten Gatten an ihm hat.

Ich traf sie mehrere Male nach Beendigung unsrer Verbindung. Sie war stets freundlich. Als sie eines Tages durch Bridgeport reis'te, sagte sie uns, daß sie bei ihren Concerten auf's Aeußerste geplagt worden sei. „Die Menschen betrügen und beschwindeln mich sehr," sagte sie, „und ich finde es sehr lästig, Concerte auf meine eigene Rechnung zu geben."

Es wurden mir stets Billets zugeschickt, wenn sie in New-York Concerte gab, und bei ihrem letzten Auftreten in Amerika besuchte ich sie in ihrem Zimmer hinter der Bühne, und nahm von ihr und ihrem Gatten unter den wärmsten Segenswünschen Abschied. Sie sprach dagegen dieselben Gefühle gegen mich aus. Sie sagte mir, daß sie nicht mehr viel, wenn überhaupt, öffentlich singen werde, aber ich bat sie, sich um des Publikum's Willen nicht ganz zurückzuziehen, worauf sie erwiederte, daß sie gelegentlich vielleicht einige Concerte geben werde. Ich glaube, daß nichts sie vermögen könnte, wieder in Opern aufzutreten.

Man wird gern glauben, daß ich nach so vielen Monaten voll Sorge, Arbeit und Aufregung durch die Jenny Lind Speculation mich nach Ruhe sehnte. Ich verbrachte eine Woche auf Cape May, und ging dann „nach Hause," nach Iranistan wo ich den ganzen Sommer blieb.

Jenny Lind's Concerte.

Total-Einnahme mit Ausschluß der Wohlthätigkeits-Concerte.

—	New-York	17864	Dollars	5	Cents.	
—	"	14203	"	3	"	
Nr. 1	"	12519	"	59	"	
" 2	"	14266	"	9	"	
" 3	"	12174	"	74	"	
" 4	"	16028	"	39	"	
" 5	Boston	16479	"	50	"	
" 6	"	11848	"	62	"	
" 7	"	8639	"	92	"	
" 8	"	10169	"	25	"	
" 9	Providence	6525	"	54	"	
" 10	Boston	10524	"	87	"	
" 11	"	5240	"	—	"	
" 12	"	7586	"	—	"	
" 13	Philadelphia	9291	"	25	"	
" 14	"	7547	"	—	"	
" 15	"	8458	"	65	"	
" 16	New-York	6415	"	90	"	
" 17	"	4009	"	70	"	
" 18	"	5982	"	—	"	
" 19	"	8007	"	10	"	
" 20	"	6334	"	20	"	
" 21	"	9429	"	15	"	
" 22	"	9912	"	17	"	
" 23	"	5773	"	40	"	

Nr.	24	New-York	4998	Dollars	50	Cents.
"	25	"	6670	"	15	"
"	26	"	9840	"	33	"
"	27	"	7097	"	15	"
"	28	"	8263	"	30	"
"	29	"	10570	"	25	"
"	30	"	10646	"	45	"
"	31	Philadelphia	5480	"	75	"
"	32	"	5728	"	65	"
"	33	"	3709	"	88	"
"	34	"	4815	"	48	"
"	35	Baltimore	7117	"	—	"
"	36	"	8357	"	5	"
"	37	"	8406	"	50	"
"	38	"	8121	"	33	"
"	39	Washington	6878	"	55	"
"	40	"	8507	"	5	"
"	41	Richmond	12385	"	21	"
"	42	Charleston	6775	"	—	"
"	43	"	3653	"	75	"
"	44	Havanna	4666	"	17	"
"	45	"	2837	"	92	"
"	46	"	2931	"	95	"
"	47	New-Orleans	12599	"	85	"
"	48	"	10210	"	42	"
"	49	"	8131	"	15	"
"	50	"	6019	"	85	"
"	51	"	6644	"	—	"

Nr. 52	New-Orleans	9720	Dollars	80	Cents.
" 53	"	7545	"	50	"
" 54	"	6053	"	50	"
" 55	"	4850	"	25	"
" 56	"	4495	"	35	"
" 57	"	6630	"	35	"
" 58	"	4745	"	10	"
" 59	Natchez	5000	"	—	"
" 60	Memphis	4539	"	56	"
" 61	St. Louis	7811	"	85	"
" 62	"	7961	"	92	"
" 63	"	7708	"	70	"
" 64	"	4086	"	50	"
" 65	"	3044	"	70	"
" 66	Nashville	7786	"	30	"
" 67	"	4248	"	—	"
" 68	Louisville	7833	"	90	"
" 69	"	6595	"	76	"
" 70	"	5000	"	—	"
" 71	Madison	3693	"	25	"
" 72	Cincinnati	9339	"	75	"
" 73	"	11001	"	50	"
" 74	"	8446	"	30	"
" 75	"	8954	"	18	"
" 76	"	6500	"	40	"
" 77	Wheeling	5000	"	—	"
" 78	Pittsburgh	7210	"	58	"
" 79	New-York	6858	"	42	"

Nr. 80	New-York	5453	Dollars	—	Cents.
" 81	"	5463	"	70	"
" 82	"	7378	"	35	"
" 83	"	7179	"	27	"
" 84	"	6641	"	—	"
" 85	"	6917	"	13	"
" 86	"	6642	"	4	"
" 87	"	3738	"	75	"
" 88	"	4335	"	28	"
" 89	"	5339	"	23	"
" 90	"	4087	"	3	"
" 91	"	5717	"	—	"
" 92	"	9525	"	80	"
" 93	Philadelphia	3852	"	75	"

Wohlthätigkeits-Concerte: Von Fräulein Lind's halber Einnahme der ersten beiden Concerte widmete sie in New-York 10,000 Dollars wohlthätigen Zwecken. Später gab sie Wohlthätigkeitsconcerte in Boston, Baltimore, Charleston, Havanna, New-Orleans, New-York und Philadelphia und verschenkte zu gleichen Zwecken bedeutende Summen in Richmond, Cincinnati und anderwärts. Außerdem fanden Benefiz-Concerte für das Orchester Le Grand Smith u. s. w. statt.

Wiederholung.

New-York	35	Concerte.	Einnahme	286216	D.	64	C.	Durchschnittsumme	8177	D. 50 C.
Philadelphia	8	"	"	48884	"	41	"	"	6110	" 55 "
Boston	7	"	"	70388	"	16	"	"	10055	" 45 "
Providence	1	"	"	6525	"	54	"	"	6525	" 54 "
Baltimore	4	"	"	32001	"	88	"	"	8000	" 47 "
Washington	2	"	"	15385	"	60	"	"	7692	" 80 "
Richmond	1	"	"	12385	"	21	"	"	12385	" 21 "
Charleston	2	"	"	10428	"	75	"	"	5214	" 37 "
Havanna	3	"	"	10436	"	4	"	"	3478	" 68 "
New-Orleans	12	"	"	87646	"	12	"	"	7303	" 84 "
Natchez	1	"	"	5000	"	—	"	"	5000	" — "
Memphis	1	"	"	4539	"	56	"	"	4539	" 56 "
St. Louis	5	"	"	30613	"	67	"	"	6122	" 73 "
Nashville	2	"	"	12034	"	30	"	"	6017	" 15 "
Louisville	3	"	"	19429	"	50	"	"	6476	" 50 "
Madison	1	"	"	3693	"	25	"	"	3693	" 25 "
Cincinnati	5	"	"	44242	"	13	"	"	8848	" 43 "
Wheeling	1	"	"	5000	"	—	"	"	5000	" — "
Pittsburgh	1	"	"	7210	"	58	"	"	7210	" 58 "
In Summa	95	Concerte.	Einnahme	712161	D.	34	C.	Durchschnittsumme	7496	D. 43 C.

Jenny Lind's Einnahmen.

Ganze Einnahme von 95 Concerten		712161 D. 34 C.
Davon ab die beiden ersten, welche nach Uebereinkunft nicht im Contrakt inbegriffen wurden und in der Tabelle nicht nummerirt sind:		32067 D. 8 C.
bleibt Total-Einnahme der Concerte Nr. 1 bis 93		680094 D. 26 C.
Davon ab die Einnahme der 28 Concerte, bei denen weniger als 5500 D. einging	123311 D. 15 C.	
Davon ferner ab 5500 Dollars für jedes der übrigen 65 Concerte	357500 D. — C.	480811 D. 15 C.
so bleibt als ganzer Ueberschuß		199283 D. 11 C.
Dieser, zur Hälfte getheilt, ergiebt als Fräulein Lind's Antheil		99641 D. 55 C.
Ich bezahlte ihr je 1000 Dollars für 93 Concerte also		93000 D. — C.
ferner die halbe Einnahme der ersten zwei Concerte		16033 D. 54 C.
zahlte ihr also im Ganzen		208675 D. 9 C.
Sie erstattete mir laut Contrakt für den Rücktritt nach dem hundertsten Concerte zurück	25000 D. — C.	
und bezahlte mir ferner für die sieben aufgegebenen Concerte	7000 D. — C.	32000 D — C.
Jenny Lind's Netto-Einnahme von den 95 Concerten beträgt also		176675 D. 9 C.
P. T. Barnum's Brutto Einnahme nach Fräulein Lind's Salarirung		535486 D. 25 C.
Ergiebt die ganze Einnahme von 95 Concerten		712161 D. 34 C.

Preiſe der Billets: Die höchſten in der Auction bezahlten Preiſe für Billets waren die folgenden: John N. Genin in New-York 225 Dollars, Oſſian E. Dodge in Boſton 625 Dollars, Oberſt W. E. Roß in Providence 650 Dollars, Mr. A. Root in Philadelphia 625 Dollars, Mr. D'Arcy in New-Orleans 240 Dollars, der Beſitzer eines Erfriſchungs-Salons in St. Louis 150 Dollars, ein Daguerreotypiſt in Baltimore 100 Dollars. Die Namen der zwei Letzteren ſind mir jetzt nicht erinnerlich. Nach dem Verkaufe der erſten Billets fiel der Preis gewöhnlich auf 20 Dollars und ſtufenweiſe weniger. Der feſte Preis der Billets wechſelte von 7 Dollars bis zu 3 Dollars. Stehbillets koſteten 2 Dollars bis 1 Dollar.

Zweites Kapitel.

Nebenschaustellungen. — Die Büffeljagd u. s. w.

Die Wegschaffung des Shakspeare-Hauses. — Die Schweizer Glockenspieler. — Verschiedene Unternehmungen. — Das Museum in Philadelphia. — Die reisende Menagerie. — Das wollige Pferd. — Fremont's Naturspiel. — Sein letztes Auftreten. — Die Büffelheerde — Eine Gratisvorstellung. Die Büffeljagd. — Das Vergnügen über Humbug. — Die Umstände ändern die Sachen. — Affen- und Gänsehäute.

Während ich dem, was man meine „Nebenschaustellungen" oder zeitweiligen Unternehmungen nennen kann, meine Aufmerksamkeit widmete, habe ich nie das amerikanische Museum vernachlässigt. Dies war mein Erstes wirklich erfolgreiches Unternehmen im Leben, und ich habe mich fortwährend bemüht, seine Anziehungskraft ohne Rücksicht auf den Kostenpunkt zu erhöhen.

Während meines Aufenthaltes in Europa sah ich mich beständig nach Neuigkeiten um. Es wurde in erreichbarer Ferne kein Jahrmarkt gehalten, den ich nicht in der Absicht besucht hätte, Sehenswürdigkeiten, von welchen ich glaubte, daß sie sich in den Vereinigten Staaten bezahlt machen würden, zu kaufen oder zu miethen.

Durch einen Freund wurde mir mündlich das Haus, in welchem Shakespeare geboren war, und welches ich stückweise nach meinem Museum in New-York zu transportiren beabsichtigte, angeboten; aber das Project wurde bekannt, der brittische Stolz fühlte sich getroffen, und mehrere Engländer mischten sich ein, und kauften das Grundstück für eine Shakespeare-Gesellschaft. Wenn sie noch ein Paar Tage länger geschlafen hätten, so würde ich eine ausgezeichnete Speculation gemacht haben, denn man versicherte mir später, daß mich das brittische Volk eher mit zwanzigtausend Pfund zum Rücktritt vermocht haben würde, als dieses Haus nach Amerika schaffen zu lassen.

Die im königlichen polytechnischen Institut in London ausgestellten Modelle von Maschinen gefielen mir so gut, daß ich mir eine Nachbildung derselben verschaffte, sowie Nachahmungen der Nebelbilder des Chromathrops und Physioskops, bei denen sich viele auf meinen speciellen Auftrag gemalte, amerikanische Ansichten im Gesammtbetrage von siebentausend Dollars befanden. Nach ihrer Ausstellung in meinem

Muſeum wurden ſie an umherziehende Schauſteller verkauft, und werden jetzt in verſchiedenen Theilen der Vereinigten Staaten gezeigt.

Ich beſuchte die große fünfjährige Ausſtellung, welche im Jahre 1844 in Paris gehalten wurde, und gab viertauſend Dollars für den Ankauf des ſinnreichen, ſchreibenden Automaten Robert Houdin's, vieler beweglichen mechaniſchen Figuren, ausgezeichneter cosmoramiſcher Anſichten u. ſ. w. aus. Das beliebte panoramiſche Diorama der Beſtattungsfeierlichkeiten Napoleon's wurde auf meine Beſtellung in Paris mit einem Koſtenaufwande von dreitauſend Dollars gemalt. Jede Einzelheit dieſes großen Ereigniſſes, von der Einſchiffung der Leiche auf St. Helena an bis zur Beiſetzung im Hôtel des Invalides unter den prächtigſten, jemals in Frankreich geſehenen Paraden, war wunderſchön dargeſtellt. Dieſe Schauſtellung wurde, nachdem ſie ihre Zeit im amerikaniſchen Muſeum durchgemacht hatte, verkauft und vielfach mit Nutzen an anderen Orten gezeigt.

Da ich einmal bei dieſem Gegenſtande bin, ſo will ich, wenn auch außer der Zeitfolge, das prächtige, auf meine Beſtellung von dem berühmten De Lamano gemalte Panorama des Cryſtallpalaſtes erwähnen. Dieſer wurde von Oberſt John Du Solle, dem befähigten und gebildeten Schriftſteller, nach London begleitet, der den beſchreibenden Vortrag abfaßte. Das große Werk iſt bis jetzt erſt in wenigen Städten

gezeigt worden, aber es wird noch viele Jahre lang als Erinnerung an die große Weltausstellung eine Merkwürdigkeit bleiben.

Als ich während meines Verweilens in London im Jahre 1844 von einer Gesellschaft von „Campanologen oder Lancashire-Glockenspielern" hörte, welche in Irland Vorstellungen gaben, veranlaßte ich dieselben, mich in Liverpool zu besuchen, und engagirte sie dort zu einer Reise in Amerika. Eine meiner Bedingungen besagte, daß sie ihre Schnurrbärte wachsen lassen, malerische Kleidung anziehen und sich „Schweizer Glockenspieler" nennen lassen sollten. Sie erhoben anfangs Einwände dagegen, aber in dem breiten und fast unverständlichen Dialekt von Lancashire, „weil sie," wie sie sagten, „nur Englisch sprächen und nicht für Schweizer gelten könnten." Der Einwand wurde jedoch dadurch beseitigt, daß ich ihnen sagte, „sie könnten, wenn sie in Amerika eben so zu sprechen fortführen, wie sie mit mir gesprochen hätten, sich zuversichtlich für Schweizer oder sonst Etwas ausgeben, und es würde Niemand dadurch klüger werden."

Hier, wie in anderen Fällen, war die Täuschung in Bezug auf den Geburtsort von geringer Wichtigkeit, und that keinen Schaden. Diese sieben Männer waren wirklich ausgezeichnete Spieler, und brachten vermittelst ihrer zahlreichen Glocken von verschiedener Größe die herrlichste Musik hervor. Sie erregten an

verschiedenen Orten der Vereinigten Staaten, in Canada und in Cuba großes Aufsehen.

Als Ersatz für England für den Verlust der Glockenspieler schickte ich einen Beauftragten nach Amerika, um eine Gesellschaft von Indianern mit ihren Weibern herüber zu holen. Er begab sich nach Jowa, und kehrte mit einer Gesellschaft von sechszehn Personen nach London zurück. Sie wurden von Mr. Catlin auf unsere gemeinschaftliche Rechnung ausgestellt, und schließlich seiner alleinigen Obhut überlassen.

Bei meinem ersten Besuche in Amerika von Europa aus engagirte ich Herrn Faber, einen ältlichen, erfinderischen Deutschen, der einen sprechenden Automaten gebaut hatte. Er war lebensgroß, und wenn er durch Tasten, welche denen eines Claviers glichen, in Thätigkeit gesetzt wurde, so gab er wirklich Worte und Sätze mit überraschender Deutlichkeit von sich. Mein Agent ließ ihn mehrere Monate in der Egyptischen Halle in London, sowie in den Provinzen sehen.

Bei demselben Besuche in New-York wurde ich von Hervio Nano, der dem Publikum unter dem Namen der „Gnomenfliege" bekannt und wegen seiner Nachahmungen des Affen berühmt war, besucht. Seine Mißgestalt ließ ihn, wenn er gehörig angekleidet war, diesem Thiere sehr ähnlich erscheinen. Er wünschte, daß ich ihn in London zeigen sollte, aber da ich die Hand bereits voll hatte, so lehnte ich es

ab. Er schloß jedoch sofort mit zwei Amerikanern einen Contrakt, und diese brachten ihn nach London. Sie färbten ihm Gesicht und Hände, und hüllten ihn in einen, aus Haaren gemachten und einem Thierfelle ähnlichen Anzug. Dann kündigten sie ihn als ein merkwürdiges, namenloses Geschöpf unter dem Titel: **„Was ist es?"** an, gaben vor, das sonderbare „Thier" sei in den mexikanischen Gebirgen gefangen worden; es sähe wie ein „wilder Mann" aus, und könne nicht sprechen, obgleich es viel Verstand zeige. Ich wurde unter der Bedingung des Schweigens in das Geheimniß eingeweiht. Die Schaustellung wurde in der Egyptischen Halle eröffnet, und ich wohnte derselben aus Neugierde bei. Vor Verlauf einer halben Stunde wurde er von einem der Zuschauer, der Hervio Nano kannte, trotz seiner Verkleidung erkannt und der Betrug verrathen. Die Zuschauer erhielten ihr Geld zurück, und dies war das erste und letzte Auftreten des „Was ist es?" in dieser Eigenschaft. Er starb bald darauf in London.

Im Juni 1851 schickte ich die Geschwister Bateman nach London. Sie spielten auf dem St. James' Theater in London und auf den größeren Provinzialtheatern. Ehe sie nach England abreis'ten, spielten sie mehrere Wochen lang im amerikanischen Museum. Die Riesen, welche ich nach Amerika schickte, waren nicht die größten meiner Merkwürdigkeiten — die Zwerge die kleinsten und die schottischen Knaben in-

tereſſant, nicht ſowohl wegen ihres Gewichtes, als wegen der geheimnißvollen Art, auf welche Einer von ihnen, obgleich ihm die Augen verbunden waren, Fragen, die ihm der Andere in Bezug auf von Zuſchauern vorgehaltene Gegenſtände vorlegte, beantwortete.

Im Juni 1850 vereinigte ich die berühmte „chineſiſche Sammlung" mit den Merkwürdigkeiten des amerikaniſchen Muſeums. Ich engagirte auch die, aus zwei Männern, zwei Weibern und zwei Kindern beſtehende chineſiſche Familie. Mein Agent ließ ſie in London während der Weltausſtellung ſehen.

Im Oktober 1852 engagirte ich Mrs. Catharina Hayes und Herrn Begnis für ſechszig Concerte in Californien, nachdem ich mich mit Oberſt Henry Sanfort und Mr. George E. Wells dahin vereinigt hatte, daß ſie ſich bei der Unternehmung betheiligen und die ganze Leitung übernehmen ſollten, und die Speculation endigte ſich zu unſerer Zufriedenheit.

Ich bin mit vielen kleineren Unternehmungen auf meine alleinige Rechnung, wie zum Beiſpiel die Kilmiſte-Familie, reiſende Panoramen und dergleichen, beſchäftigt geweſen, aber die Erinnerung daran iſt nicht von genügendem Intereſſe, um ſie an dieſer Stelle aufzuführen. Im Jahre 1845 kaufte ich, während ich mich in Europa befand, durch meinen Agenten Fordyce Hitchcock das Muſeum in Baltimore, und übergab meinem Onkel Alanſon Taylor die Leitung. Er erkrankte im April ernſtlich, wurde nach

Bethel gebracht und ſtarb im Juni 1846. Hierauf verkaufte ich das Muſeum in Baltimore an die Orphäiſche Familie.

1849 eröffnete ich in dem Hauſe des Dr. Swaim an der Ecke der Wallnuß- und ſiebenten Straße in Philadelphia ein Muſeum. Es war in glänzendem Style hergeſtellt, und wurde mehrere Jahre lang mit gutem Erfolge fortgeführt. Das Etabliſſement raubte mir jedoch zu viel Zeit und Aufmerkſamkeit, obgleich ich durch einen guten Dirigenten unterſtützt wurde; ich verkaufte es daher 1851 an C. Spooner, Esq. für vierzigtauſend Dollars. Das Haus wurde gegen Ende des Jahres 1851 nebſt ſeinem Inhalte durch Feuer zerſtört. Mr. Spooner war verſichert, der Verluſt war für Philadelphia ſehr empfindlich. Das Muſeum bildete einen ſehr beliebten Sammelplatz der Familien, und Mr. Spooner leitete es in einer Art, welche die Lobſprüche der angeſehenſten Familien jener Stadt hervorrief und ihm deren Freundſchaft ſicherte, ſo daß ſie eifrig wünſchten, er möchte das Etabliſſement wieder herſtellen; aber er wurde durch andere, ſehr einträgliche Geſchäfte daran verhindert.

Während mein Muſeum in Philadelphia im Gange war, machte ihm Peale's Muſeum in der Freimaurerhalle eine heftige Concurrenz. Dieſes Unternehmen hatte Unglück, und ich erſtand die Sammlung bei'm gerichtlichen Verkauf für fünf- bis ſechstauſend Dollars auf gemeinſchaftliche Rechnung mit

meinem Freunde Moſes Kimball. Die Merkwürdigkeiten wurden gleichmäßig getheilt. Eine Hälfte kam in ſein Muſeum in Boſton, die andere in mein amerikaniſches Muſeum in New-York.

Im Jahre 1849 faßte ich den Plan zu einem großen, wandernden Muſeum nebſt einer Menagerie. Da ich weder Zeit noch Neigung zur Leitung eines ſolchen Unternehmens hatte, ſo veranlaßte ich Mr. Seth B. Howes, der mit Recht als „Schauſteller" berühmt iſt, ſich mit mir zu aſſociiren und die alleinige Leitung zu übernehmen. Mr. Sherwood E. Stratton, der Vater des Generals Tom Thumb, wurde gleichfalls zum Beitritt bewogen, ſo daß Jeder von uns zum dritten Theile Aſſocié war.

Zur Ausführung eines Theiles des Planes mietheten wir das Schiff Regatta, Capitain Pratt, und ſchickten es mit unſeren Agenten, den Herren June und Nutter, nach Ceylon. Das Schiff verließ New-York im Mai 1850 und war ein Jahr abweſend. Ihr Auftrag beſtand darin, ſich entweder durch Einfangung oder Kauf zwölf oder noch mehr lebendige Elephanten, außer denjenigen anderen wilden Thieren, welche ſie erhalten könnten, zu verſchaffen. Um genügendes Waſſer und Nahrung für eine Ladung dieſer ungeheueren Thiere zu haben, kauften wir in New-York eine bedeutende Menge Heu. Fünfhundert Tonnen deſſelben wurden auf der Inſel St. Helena gelaſſen, um auf der Rückfahrt des Schiffes wieder mit-

genommen zu werden. Faßdauben und Reifen zu Wasserfässern wurden gleichfalls in St. Helena zurückgelassen.

Da unsere Agenten die erforderliche Anzahl von Elephanten in Columbo oder in Kandy, den Hauptstädten der Insel Ceylon, nicht zusammenbringen konnten, so versahen sie sich mit einhundertsechszig eingeborenen Gehülfen und drangen in die Tschungeln ein, wo es ihnen nach vielen, höchst merkwürdigen Abenteuern gelang, dreizehn Elephanten von einer für ihren Zweck geeigneten Größe, und einen weiblichen Elephanten mit seinem erst sechs Monate alten Kalbe oder Säuglinge einzufangen. Im Verlaufe der Expedition tödteten die Herren Nutter und June viele der ungeheueren Thiere, und bestanden zahlreiche Kämpfe der gefährlichsten Art mit denselben. Einer der gefahrvollsten dieser Kämpfe fand am 23. November 1850 bei Anarajah Pura Statt, während sie versuchten, die wilde Heerde mit Hülfe der Eingeborenen und abgerichteter Elephanten in einen indischen Kraal zu treiben.

Sie kamen in New-York mit zehn von den Elephanten an und brachten auch einen der Eingeborenen mit, der zu ihrer Pflege geeignet war. Wir fügten einen Wagen mit wilden Thieren und viele Museumsmerkwürdigkeiten hinzu — so daß die ganze Ausrüstung mit Einschluß der Pferde, Lastwägen, Kutschen, Zelte u. s. w. einhundertneuntausend Dollars

koſtete, und fingen die Operationen in Gegenwart und unter dem Schutze des Generals Tom Thumb an, der jetzt ſeit vier Jahren als einer der Anziehungspunkte von „Barnum's großem aſiatiſchem Muſeum und Menagerie" gereiſ't iſt.

Die Beliebtheit dieſer Schauſtellung lockte zahlreiche Nebenſchauſtellungen Anderer zu unſerer großen Beläſtigung herbei. Zur Selbſtvertheidigung errichteten wir eine Bereitergeſellſchaft, welche an demſelben Tage und an dem nämlichen Orte ſpielt, wo die Menagerie gezeigt wird. Sollte uns eine Concurrenz mit Schaden bedrohen, ſo brauchen wir nur unſere beiden Geſellſchaften zum einfachen Eintrittspreiſe zu vereinigen, und dieſelbe wird unmöglich. Unſere Einnahmen in vier Jahren beliefen ſich auf beinahe eine Million Dollars.

Man wird zugeben, daß dieſe Unternehmungen ehrlich ſind, obgleich ich mehrere ausgeführt habe, welche man als zweideutig angeſehen hat. Es iſt nicht meine Sache, über dieſen Punkt zu ſtreiten, ſondern die Thatſachen zu erzählen, wie nachſtehend geſchieht.

Das wollige Pferd. Als ich im Sommer 1848 mich mit General Tom Thumb in Cincinnati befand, wurde meine Aufmerkſamkeit durch Anſchlagezettel erregt, welche die Schauſtellung eines wolligen Pferdes ankündigten. Da ich ſtets nach Allem, was das Publikum unterhalten oder in Verwunderung ſetzen

kann, auf der Lauer stehe, so besuchte ich die Schaustellung, und fand, daß das Thier eine wirkliche Merkwürdigkeit sei. Es war ein gutgebautes Pferd von ziemlich geringer Größe ohne Mähne und ohne die geringste Spur von Haar auf dem Schweife. Der ganze Körper und die Beine waren mit einem dichten, feinen Haar oder einer sich bis auf das Fell kräuselnden Wolle bedeckt. Es war in Indiana geworfen worden, bildete nur ein Naturspiel, war dabei aber eine wirkliche Merkwürdigkeit. Ich kaufte es, schickte es nach Bridgeport, wo es ruhig in eine abgelegne Scheune bis auf die Zeit, wo sich eine Verwendung für dasselbe fände, gestellt wurde.

Endlich bot sich eine Gelegenheit dazu. Oberst Fremont verirrte sich in den pfadlosen Schneefeldern der Felsengebirge. Das Publikum gerieth in Bewegung. Man hegte ernste Befürchtungen, daß der unerschrockene Soldat und Ingenieur das Opfer der Beschwerden eines strengen Winters geworden sei. Endlich kam Nachricht von seinem Wohlbefinden an. Die Herzen klopften wieder freudig. Ich hielt dies für eine günstige Gelegenheit für das wollige Pferd. Es wurde sorgfältig mit Decken und Fußhüllen belegt, so daß außer seinen Augen und Hufen nichts zu sehen war, nach New-York geschafft, und in einem Stalle in einem Hintergebäude untergebracht, wo es das Auge der Neugierde nicht erreichen konnte.

Nun sollte die nächste Post die Nachricht gebracht

haben, daß es dem Obersten Fremont und seinen kühnen Kriegern nach einer dreitägigen Jagd gelungen wäre, am Fluße Gila ein höchst merkwürdiges, unbekanntes Thier zu fangen, das einigermaßen einem Pferde gleiche, aber weder Mähne noch Schweif habe, und mit einem dichten, wolligen Felle bedeckt sei. Der Bericht fügte ferner hinzu, daß der Oberst dieses wunderbare Thier dem Quartiermeister der vereinigten Staaten als Geschenk zugesendet habe.

Zwei Tage nach dieser Ankündigung erschien die folgende Anzeige in den New-Yorker Zeitungen:

„Oberst Fremont's unbekanntes Thier oder wolliges Pferd wird auf ein Paar Tage vor seiner Abreise nach London an der Ecke des Broadway und der Reade-Street gezeigt werden. Die Natur scheint ihren ganzen Scharfsinn zur Hervorbringung dieses wunderbaren Thieres aufgeboten zu haben. Es ist sehr zusammengesetzter Art, und hat etwas vom Elephanten, Hirsch, Büffel, Cameel und Schaaf. Es ist in der vollen Größe eines Pferdes, besitzt die Schenkel eines Hirsches, den Schweif des Elephanten, eine feingekräuselte Wolle von der Farbe des Cameelhaars und springt mit Leichtigkeit zwölf bis funfzehn Fuß hoch. Naturforscher und die ältesten Trapper haben Oberst Fremont versichert, daß es bis zu seiner Entdeckung ganz unbekannt gewesen sei. Es ist unzweifelhaft „das neueste Produkt der Natur" und der wunder-

barste, aus Californien erhaltene Gegenstand. Es ist im Laufe dieser Woche alle Tage zu sehen. Eintrittspreis fünfundzwanzig Cents, Kinder zahlen die Hälfte.“

Das Gebäude, wo es gezeigt wurde, Stuart's ungeheurem Manufacturwaarenlager gerade gegenüber, war mit mehreren großen Transparents verziert, welche das unbekannte Thier im vollen Laufe, von dem tapfren Fremont und seiner Handvoll kühner Soldaten verfolgt, vorstellte. Die Straße war ebenfalls mit Anschlagezetteln und Ankündigungen, welche das nämliche, interessante Ereigniß in Holzschnitt darstellten, versehen.

Der Zeichner des dazu gehörigen Bildes war ein Künstler. Wenn das unbekannte Thier den dort vorgestellten Sprung gethan hätte, so würde es nicht weniger als fünf Meilen weit gesprungen sein, und wenn es noch lebte, als es die andre Seite des Thals erreichte, so glaube ich, daß selbst die Schnelligkeit des Pferdes des tapfern Fremont der Aufgabe seiner Einfangung nicht gewachsen gewesen wäre.

Aber der Appetit des Publikums verlangte nach etwas Handgreiflichem. Die Menge verhungerte wirklich. Sie war heißhungrig. Sie hätte Alles verschlingen können, und ich warf ihr wie ein guter Genius nicht einen Knochen, sondern einen richtigen Leckerbissen, ein Bonbon hin — und sie verschlang ihn auf einen einzigen Schluck.

Mein Agent versuchte es mit dem „alten Wollen-

träger" in mehreren Provinzialstädten mit leidlichem Erfolge, und derselbe wurde endlich nach Washington gebracht, um zu sehen, ob die Wolle den Politikern über die Augen gezogen werden könne. Dies geschah mehrere Tage lang mit gutem Erfolge, bis der, stets für den Ruf seines Schwiegersohnes besorgte Oberst Benton meinen Agenten unter einer Anklage-Jury-Beschwerde des Inhalts, daß er ihm unter falschen Vorwänden fünfundzwanzig Cents abgelockt habe, arretiren ließ, und der Senator von Missouri führte an, daß er, da in keinem der zahlreichen Briefe seines Schwiegersohnes dieses Pferdes Erwähnung geschähe, überzeugt sei, daß Oberst Fremont dieses Thier nie gesehen habe.

Dieses Zeugniß konnte zum Beweise der Unwahrheit nicht genügen, die Klage wurde abgewiesen, und „der alte Wollenträger" ging siegreich aus dem Kampfe hervor. Das Aufsehen, welches Oberst Benton unbeabsichtigter Weise erregt hatte, erhöhte die Einnahmen der nächsten paar Tage beträchtlich. Aber da ich stets die größte Achtung für den „alten Bullion" hegte, und seine Gefühle schonen wollte, so schickte ich das Pferd nach Bridgeport zurück, wo es zu gehöriger Zeit den letzten Athemzug that.

Es gras'te jedoch einige Zeit lang auf dem an der Landstraße gelegenen Felde, wo manchmal New-Yorker Gönner ihren wolligen Freund in seiner Zurückgezogenheit erkannten.

Die Büffeljagd. — Ich wohnte der großen Bunker-Hill Feierlichkeit am 17. Juni 1843 bei, und hörte Mr. Webster's Rede. In der Nähe des Monuments sah ich unter einem alten Leinwandzelte eine Heerde von einjährigen Büffelkälbern ausgestellt. Es waren funfzehn Stück und ich kaufte die Heerde für siebenhundert Dollars. Ich hatte einen Gedanken im Kopfe, der, wenn er ausgeführt werden konnte, die Büffel zu einer gewinnreichen Speculation machen mußte, und ich war entschlossen, es zu versuchen. Die Thiere waren mager, und außerordentlich zahm, da man sie aus den Ebenen des großen Westens herbeigetrieben hatte. Ich ließ sie nach New-York bringen, und in die Scheune eines Farmers in New-Jersey bei Hoboken stellen. Mr. C. D. French, von dem ich sie kaufte, konnte den Lasso werfen, und ich engagirte ihn für dreißig Dollars monatlich, um die Büffel bis zu der Zeit, wo mein Plan zur Reife gelangt sein würde, zu beaufsichtigen.

Nun wurden Notizen in den Zeitungen losgelassen, welche ankündigten, daß sich eine Heerde ganz junger mit dem Lasso eingefangener, wilder Büffel, jetzt unter der Obhut der Männer, welche sie eingefangen hatten, auf dem Wege von den Felsengebirgen nach Europa über New-York befänden. Ein paar Tage darauf erschienen Mittheilungen in mehreren Zeitungen, welche andeuteten, daß es ein Schauspiel sein würde, welches werth wäre, daß man viele Meilen weit ginge,

um es zu ſehen, wenn die Büffel in Sicherheit auf eine Rennbahn gebracht würden, und deren Eigenthümer eine ordentliche Büffeljagd gäbe, wobei der Gebrauch des Laſſo's und dergleichen mehr gezeigt werden könnte. Ein Correſpondent erklärte, daß der Anblick einen Dollar werth ſein würde, ein zweiter behauptete, daß funfzigtauſend Perſonen gern dafür bezahlen würden, es mit anzuſehen u. ſ. w. Einer ſchlug die Rennbahn auf Long-Island vor, ein zweiter glaubte, daß ein großes Stück Land bei Haarlem, wenn man es zu dieſem Zwecke einzäunte, beſſer ſein würde, und ein dritter führte Hoboken als den geeignetſten Ort an. Zu gehöriger Zeit erſchien die folgende Ankündigung in den Zeitungen, und zugleich wurden mit freigebiger Hand Ankündigungen und Anſchlagezettel deſſelben Inhaltes, die durch eine Abbildung von berittenen Indianern, welche wilde Büffel verfolgten, illuſtrirt waren, weit und breit ausgetheilt.

„Große Büffeljagd ohne Eintrittsgeld. — In Hoboken am Donnerſtag, den 31. Auguſt, um drei, vier und fünf Uhr Nachmittags. ☞ Mr. C. D. French, einer der kühnſten und erfahrenſten Jäger des Weſtens, iſt auf der Reiſe nach Europa hier mit einer, von ihm ſelbſt in der Nähe von Santa Fé eingefangenen Büffel-Heerde angekommen. Er wird zeigen, wie die wilden Büffel gejagt, und das Laſſo geworfen wird, mit welchem die Thiere in ihrem wildeſten und ungezähmteſten

Zustande gefangen worden sind. Dies ist wohl eine der aufregendsten und schwierigsten Jagden, welche ausgeführt werden kann, da sie zu gleicher Zeit die höchste Reitergewandheit und die größte Geschicklichkeit und Behendigkeit erfordert. Jedermann kann hier die wilden Jagden der westlichen Prairien mit ansehen, da die Vorstellung vollkommen gratis sein soll, und auf dem umfangreichen Grundstück und der Rennbahn der Herren Steevens, wenige Schritte von der Hobokener Fähre stattfinden wird, wo wenigstens fünfzigtausend Damen und Herren die interessante Jagd mit Bequemlichkeit in Augenschein nehmen können. Um drei Uhr werden zwölf bis zwanzig Büffel losgelassen, und Mr. French wird als Indianer gekleidet, auf einem Prairiepferde mit mexikanischem Sattel erscheinen, die Büffel um die Rennbahn jagen und einen mit dem Lasso fangen. Um vier und fünf Uhr wird die Jagd wiederholt, und die Zwischenzeit durch verschiedene andere Vorstellungen ausgefüllt werden. Das New-Yorker Messing-Musik-Corps ist engagirt worden."

„Man braucht keine mögliche Gefahr zu fürchten, da die ganze Bahn mit einer doppelten Einzäunung umgeben worden ist, um zu verhüten, daß sich die Büffel den Zuschauern nähern. Es werden Extrafähren von Barclay dem Kanal und der Christoph-Straße abfahren. Sollte das Wetter un-

günstig sein, so wird die Jagd am ersten schönen Tage zu denselben Stunden stattfinden."

Das Geheimniß einer Gratisvorstellung dieser Art ist leicht zu erklären, obgleich man es damals nicht begriff. Ich hatte sämmtliche Fähren nach Hoboken zu einem bestimmten Preise gemiethet, und alle Einnahmen an dem angesetzten Tage sollten mir zufließen.

Die Versicherung, daß man keine Gefahr von den Büffeln zu befürchten habe, war geradezu lächerlich. Die armen Geschöpfe waren so schwach und zahm, daß es einem Zweifel unterlag, ob sie überhaupt laufen würden, trotzdem, daß sie Frech mit Hafer vollgestopft hatte, um ein wenig mehr Leben in sie zu bringen.

Der ereignißvolle Tag brach an. Die Menschenmenge erfaßte die Zeit am Schopfe, und setzte vor zehn Uhr nach Hoboken über, und zu Mittag waren die Fährboote beständig bis auf's Aeußerste gefüllt. Es wurde ein Extraboot, der Passaic, hinzugefügt und der Zudrang der Passagiere nahm bis um fünf Uhr seinen Fortgang. Es gingen an diesem Tage vierundzwanzigtausend Personen mit den Fahrbooten nach Hoboken. Jeder bezahlte sechs und einen viertel Cents für die Hinfahrt und ebensoviel für die Rückfahrt, und die ganze Einnahme, einschließlich des Fährgeldes für Karren und Wagen und der Miethe für Erfrischungszelte an Ort und Stelle betrug dreitausendfünfhundert Dollars. Es waren viele tausend Personen aus ver-

ſchiedenen Theilen von New-Jerſey zugegen, und dieſe entgingen natürlicher Weiſe meinem „Zoll" bei den Fähren, obſchon ſie „Waſſer auf meine Mühle" brachten.

Das zu dieſer Gelegenheit engagirte Muſikcorps that ſein Beſtes, um die Menge bis drei Uhr zu unterhalten. Pünktlich zu dieſer Stunde kamen die Büffel aus einem Schuppen in die Mitte der Einzäunung, nachdem ſie French vorher mit einem ſpitzigen Stocke geſtachelt hatte, da er hoffte, ſie dadurch zu einem Trabe beim erſten Auftreten zu veranlaſſen. Er folgte wie ein Indianer gekleidet und angemalt auf einem wilden Pferde, mit dem Laſſo in einer Hand, und einem ſpitzigen Stocke in der andern, gleich hinter ihnen. Aber die armen, kleinen Kälber drängten ſich zuſammen und wollten ſich nicht rühren. Dies Schauſpiel war ſo ganz unerwartet und ſo vollkommen ſpaßhaft, daß die Zuſchauer in ein unbezähmbares, ſchallendes Lachen ausbrachen. Der Lärm erſchreckte die Büffel einigermaßen, und ſie ſetzten ſich, von French und ſeinen Gehülfen geſtachelt, in einen langſamen Trab. Die lärmende Heiterkeit wiederholte ſich, und als die Menge die Hüte ſchwenkte und in wilder Unordnung laut aufſchrie, geriethen die Büffel in Galopp, liefen gegen ein Feld der niedrigen (aus zwei ſchmalen Bretern beſtehenden) Einzäunung, wälzten ſich darüber hinweg, und machten ſich, ſo ſchnell ſie konnten, davon. Die Menge bot ihnen an dieſer Stelle kein Hinderniß. Als ſie die Thiere herankommen ſah, und

da sie nicht nahe genug war, um ihre Harmlosigkeit zu bemerken, so entflohen Männer, Weiber und Kinder bunt durcheinander. Ich habe noch nie eine solche Verwirrung gesehen. Die Büffel, die eben so erschrocken waren, als die Zuschauer, fanden in einem nahen Sumpfe einen Zufluchtsort, und alle Bemühungen, sie wieder herauszubringen, waren erfolglos. French fing jedoch einen derselben mit dem Lasso und unterhielt hierauf die Leute damit, daß er mit Pferden und Reitern ein gleiches that, so daß gute Laune herrschte.

Es schien Niemand die Einrichtung mit den Fährbooten zu ahnen — der Erfinder war unbekannt. — Die Schaustellung war gratis für das Publikum gewesen — man hatte sich für zwölf und einen halben Cents die Person trefflich unterhalten, und kein Mensch beklagte sich. Es wurde jedoch fast Mitternacht, ehe sämmtliche Besucher Fährgelegenheit nach New-York fanden.

N. P. Willis' „Hom-Journal" schrieb einen Artikel, welcher zeigte, mit welcher vollkommenen Gutmüthigkeit sich das amerikanische Publikum einen geschickten Humbug gefallen läßt. Er sagte, daß er nach Hoboken gegangen sei, um die Büffeljagd zu sehen. Es war fast vier Uhr, als das Boot am Ende der Barclay-Street abstieß, und dennoch war es so angefüllt, daß viele Personen auf dem Geländer stehen und sich an den Pfosten des Sonnenzeltes festhalten

mußten. Als sie auf der Seite von Hoboken ankamen, verließ ein eben so vollgepfropftes Boot den dortigen Kai. Die Passagiere des ankommenden Bootes riefen die in dem zurückkehrenden an: „Ist die Büffeljagd vorbei?“ worauf sie die Antwort erhielten: „Ja, und es war der größte Humbug, von dem man jemals etwas gehört hat.“ Willis fügte hinzu, daß die Passagiere auf seinem Boote sogleich dem Erfinder des Humbugs, er möge sein wer er wolle, ein dreifaches Hurrah ausbrachten.

Am Tage nach der Jagd in Hoboken traf ich meinen Freund, Frederick West vom Sunday-Atlas, der nicht in das Geheimniß eingeweiht war.

„Jener French,“ sagte er, „ist fast ein ebenso großer Humbug wie Sie!“ Ich dankte ihm für die ehrenvolle Ausnahme, und sagte ihm, daß mich der Anblick des Schauspiels außerordentlich unterhalten habe. „Was mich am meisten amüsirt hat,“ sagte ich, „war die Menge vor Furcht kreischend laufen zu sehen, als die kleinen, unschuldigen Kälber die Einzäunung durchbrachen und nach dem Sumpfe trabten.“

„Wo befanden Sie sich zu dieser Zeit?“ sagte West.

„Neben dem Gebäude am Ausgangspunkte,“ antwortete ich.

„Nun,“ entgegnete West mit mißvergnügtem Lächeln, „da ich mich zufälliger Weise unter denen befand, die voll Schrecken entflohen, so finde ich an der Sache nicht den Spaß, wie Sie.“

Das nämliche Experiment wurde später mit gutem Erfolge in Camden, Philadelphia gegenüber, versucht, worauf ich eine Anzahl der Büffel nach England schickte und verkaufte, während die übrigen gemästet und auf dem Fultonmarkt zu fünfzig Cents das Pfund ausgeschlachtet wurden.

Ich muß mir die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, den Leser zu erinnern, daß das Publikum zu jener Zeit keinen Verdacht hegte, daß ich in irgend einer Verbindung mit der Schaustellung des wolligen Pferdes oder der Büffelheerde stehe. Die volle Wahrheit in diesen Fällen kam nur durch meine eignen freiwilligen Enthüllungen an's Tageslicht.

Es ist eigentlich hier nicht der rechte Ort, von einer Zeitung zu sprechen, aber die zufällige Erwähnung des Mr. West führt mich auf den Sunday-Atlas, der stets mein besonderer Liebling gewesen ist. Ich kannte dessen Eigenthümer West, Herrick und Ropes, als sie mit der Herausgabe desselben anfingen. Sie waren langjährige Freunde von mir und erwiesen mir viele Dienste, welche ich herzlich gern vergalt, sobald sich die Gelegenheit dazu bot. Meine früher erwähnte, europäische Correspondenz wurde für diese Zeitung geschrieben.

Der Vorfall, von welchem ich jetzt sprechen will, nöthigt mich zu der Erklärung, daß die Eigenthümer des Atlas mein Portrait nebst einer kurzen,

mit zahlreichen Anekdoten durchwebten Skizze meines Lebens veröffentlicht hatten.

Zu der Zeit, wo Adams von Colt ermordet wurde, war die Aufregung in New-York außerordentlich groß, und als der Leichnam des Ermordeten, zerschnitten in eine Kiste verpackt und nach New-Orleans verschifft entdeckt worden war, erschien eine Flugschrift, welche angeblich ein treues Portrait des ermordeten Adams lieferte. Wie tausend Andere wollte ich gern wissen, wie der arme Mann ausgesehen hatte, und kaufte schleunigst ein Exemplar. Ich fand, daß man dem Atlas das Cliché meines Portraits abgekauft, und es als dasjenige Adams' herausgegeben hatte. Damals dachte ich, wie viele Male vor und nach her, daß der Humbug nicht ausschießlich dem Schaustellergeschäfte angehöre.

Gegen das Jahr 1843 wurden die Redakteure des Atlas durch eine Reihe von Injurienprocessen sehr belästigt. Der erste Fall erforderte eine Bürgschaft von fünftausend Dollars. Ich stellte sie. Der nämliche Kläger brachte sofort eine zweite Klage an, und ich stellte wieder den nämlichen Betrag als Bürgschaft. Es folgte ein dritter Proceß und ich erbot mich wieder zum Bürgen. Der Advocat des Klägers, der durch Anhängigmachung so vieler Klagen gehofft hatte, die Beklagten wegen Herbeischaffung der Bürgschaft in Verlegenheit zu setzen, ärgerte sich heftig dar-

über, daß ich mich fortwährend zu ihrem Bürgen erbot.

Bei meinem dritten Erscheinen zu diesem Zwecke vor dem Richter wurde der höchst verdrüßliche Advocat unverschämt. „Mr. Barnum," sagte er, „Sie haben bereits Bürgschaft für den Betrag von zehntausend Dollars gegeben, und jetzt erbieten sie sich zu weiteren fünftausend. Sind Sie funfzehntausend Dollars reich, Sir?"

„Jawohl, Sir," antwortete ich.

„Worin besteht ihr Vermögen? Sir," fragte er herrisch.

„Wünschen Sie ein Verzeichniß desselben?" fragte ich.

„Jawohl, Sir, und ich verlange, daß Sie dasselbe geben, ehe Sie als weitere Bürgschaft angenommen werden," antwortete er fest und bestimmt.

„Mit Vergnügen, Sir. Haben Sie die Güte, es niederzuschreiben, während ich es aufzähle."

„Das will ich thun," antwortete er, indem er zu diesem Zwecke einen Bogen Papier nahm, und seine Feder eintauchte.

„Ein ausgestopfter Elephant, eintausend Dollars," sagte ich. Er sah etwas verwundert aus, schrieb es aber nieder.

„Ein ausgestoftes Affenfell und zwei Gänsehäute, so gut wie neu, zusammen funfzehn Dollars."

„Was soll das heißen? Was thun Sie, Sir,“ sagte er, entrüstet aufspringend.

„Ich gebe Ihnen ein Inventarium meines Museums. Es enthält nur fünfhunderttausend verschiedene Artikel,“ antwortete ich mit gebührender Gravität.

„Ich rufe den Gerichtshof zu Schutz gegen Beleidigungen an,“ rief der Advocat, dessen Stimme vor Zorn bebte und dem das Blut in das Gesicht stieg, während er sprach.

Richter Ubshoffer entschied, daß ich nur thäte, was der Advocat verlangt habe, und daß ich in dem Cataloge meines Museums fortfahren müsse, wenn er nicht eine Versicherung über meine Solidität annehmen wolle. Der Advocat entschloß sich murrend, die Versicherung und die Bürgschaft anzunehmen, ohne weiter auf dem Güterverzeichniß zu bestehen.

Drittes Kapitel.

Mäßigkeit und Ackerbau.

Meine Mäßigkeitsthätigkeit. — Ein unlösbares Dilemma. — Meine Bekehrung. — Selbsttäuschung. — Das Mainegesetz. — Mäßigkeitsvorträge. — Eine beantwortete Frage. — Speisereste. — Ein Mann ohne Freunde. — Ein erfreuliches Ereigniß. — Mäßigkeitstractätchen. — Ackerbau. — Kleine Kartöffelchen. — Pfropfreiser und Schößlinge. — Unverdauliche Nahrung. — Die Wichtigkeit der Landwirthschaft. — Arbeit und Geschmack. — Der Kaufmann. — Merkwürdige Thatsachen. — Der ausgestellte Taschendieb. — In der eignen Grube gefangen. — Der falsche Barnum. — Mein Viehbestand. — Der Wildhüter.

Im Herbste 1847 sah ich in Saratoga, wo ich den General Tom Thumb zeigte, während die New-Yorker Staatsausstellung dort gehalten wurde, so viele Fälle von Trunkenheit unter reichen und gebildeten Männern aus den höchsten Classen der Gesellschaft, daß ich mir die Frage vorzulegen anfing, welche Sicherheit habe

ich, daß ich nicht ein Trunkenbold werde? Ich bedachte, daß viele klügere und beſſere Menſchen als ich das Opfer der Unmäßigkeit geworden waren, und obgleich ich nicht die Gewohnheit hatte, oft ſtarke Getränke zu mir zu nehmen, ſo war ich doch geneigt, dies zu thun, ſo oft ich einen Freund traf, was bei meinen Reiſen jeden Tag geſchah. Ich beſchloß daher, die Gefahr zu fliehen, und that damals das Gelübde, nie wieder irgend eine Art geiſtiger Getränke zu genießen.

Ich fühlte jetzt, daß ich außer Gefahr war, und die Empfindung erſchien mir als ſehr angenehm. Zwar fuhr ich fort, Wein zu trinken, denn ich war auf meiner Reiſe in Europa belehrt worden, daß dieſes eins der unſchuldigen und unentbehrlichen Lebensbedürfniſſe ſei. Ich betrachtete mich jedoch als einen guten Mäßigkeitsmann, und fing bald an, meine Freunde zu überreden, ſich berauſchender Getränke zu enthalten. Da ich das Bedürfniß einer Reform in Bridgeport einſah, ſo forderte ich meinen Freund, E. H. Chapin, Ehrw., auf, uns zu beſuchen, um einen öffentlichen Mäßigkeitsvortrag zu halten. Ich hatte ihn noch nie zuvor über dieſen Gegenſtand gehört, aber ich wußte, daß er über jedes Thema, es mochte ſein, welches es wolle, eben ſo logiſch wie überzeugend ſprach.

Er hielt ſeinen Vortrag in der Baptiſtenkirche in Bridgeport. Sein Thema beſtand aus drei Ab-

theilungen: Der Branntweinverkäufer, der mäßige Trinker und der Gleichgültige. Es traf ſich alſo, daß der zweite, wenn nicht der dritte Punkt des Themas einen beſondern Bezug auf mich und meine Lage hatte. Der beredte Mann bewies überzeugend, daß der ſogenannte achtbare Branntweinverkäufer in ſeinem prächtigen Salon oder ſeinem Hôtel-Schenkzimmer und der nur an „Gentlemen" verkauft, der Welt größern Schaden zufügt, als ein Dutzend gewöhnlicher Grogläden und zeigte dies durch viele Beiſpiele.

Nun nahm er den mäßigen Trinker vor, und behauptete, daß er der größte Stein des Anſtoßes für die Mäßigkeitsreform ſei. Er und nicht der Trunkenkenbold in der Goße ſei es, auf den der Jüngling als Vorbild ſehe, wenn er das erſte Glas trinke. Der Trunkenbold pflege zu antworten, wenn er zur Unterzeichnung des Mäßigkeitsgelübdes aufgefordert werde: „Warum ſollte ich es thun? Welches Unrecht kann im Trinken liegen, wenn ſolche Leute, wie der achtbare Mr. A. und der moraliſche Mr. B. unter ihrem eignen Dache Wein trinken." Er führte an, daß je höher ein Mann in der Geſellſchaft ſtehe, deſto größer ſein Einfluß zum Guten oder Böſen ſei. Er ſagte zu dem mäßigen Trinker: „Sir, betrachten Sie es als eine Entbehrung und als ein Opfer, das Trinken aufzugeben, oder nicht? Welches von beiden iſt es? Wenn Sie ſagen, daß Sie trinken oder es unterlaſſen können, daß Sie es für immer aufgeben können, ohne

es als Entbehrung zu betrachten, dann fordere ich Sie als Mann auf, es um Ihrer leidenden Mitmenschen willen zu thun. Wenn Sie dagegen sagen, daß Sie sich gern dem mäßigen Genuß berauschender Getränk hingeben, so sage ich Ihnen in Folge aller menschlichen Erfahrung, daß Sie in Gefahr sind, und es um Ihrer selbst willen aufgeben sollten. Wenn der Wohlgeschmack so viel Herrschaft über Sie gewonnen hat, daß er Ihnen den Gedanken, berauschenden Getränken zu entsagen, unangenehm macht, so sage ich Ihnen, daß sehr viel Aussicht vorhanden ist, daß Sie als Trunkenbold sterben werden, wenn Sie nicht den Genuß berauschender Getränke ganz und gar aufgeben."

Ich mache keinen Anspruch darauf, genau die beredten Worte des Mr. Chapin wieder zu geben, und Niemand kann die überzeugende Macht, mit welcher er sein Thema durchführte, beschreiben, aber ich habe den Inhalt seines Vortrags in Bezug auf den mäßigen Trinker wiedergegeben. Er drang tief in mein Herz ein. Ich kehrte nach Hause zurück und ging zu Bett, aber ohne schlafen zu können. Seine Beweisgründe erklangen fortwährend vor meinen Ohren, und obgleich ich mich bemühte, eine vernünftige Antwort auf dieselben zu finden, so verbrachte ich doch eine unruhige und schlaflose Nacht. Ich war vollkommen überzeugt worden, daß ich einen schlimmen Pfad ging, der nicht allein der Gesellschaft großen Schaden that,

ſondern auch mit drohender Gefahr für mich ſelbſt verknüpft war.

Ich ſtand auf, und da ich fühlte, daß ich als Mann nicht auf einem Verfahren beharren dürfe, welches ich gegen mein Gewiſſen und die Logik nicht vertheidigen konnte, ſo nahm ich meine Champagner Flaſchen her, ſchlug ihnen die Hälſe ab, und goß den Inhalt auf die Erde. Dann beſuchte ich Mr. Chapin, bat ihn um das Mäßigkeitsgelübde, und unterzeichnete dasſelbe.

Gott weiß, daß ich entſchloſſen bin, dieſes Gelübde nie zu brechen, und meine Dankbarkeit darüber, daß ich ſo in eine Lage gebracht worden bin, wo ich meinen Mitmenſchen nützen, ſowie mich vielleicht retten kann, iſt ſo tief, daß ich hoffe, es iſt wenig Gefahr vorhanden, daß ich jemals wieder in den Zauberkreis des Bechers gelockt werde. Als ich meine Frau benachrichtigte, daß ich das Mäßigkeitsgelübde gethan hätte, ſah ich mit Erſtaunen Thränen über ihre Wangen rinnen. Ich erfuhr ſpäter mit Verwunderung von ihr, daß ſie aus Furcht, daß mein Weintrinken mich auf den Pfad des Trunkenbolds führen möchte, viele Nächte weinend zugebracht hatte. Ich machte ihr Vorwürfe darüber, daß ſie mir ihre Befürchtungen nicht mitgetheilt habe, aber ſie antwortete, daß ſie gewußt habe, daß ich in Selbſttäuſchung befangen ſei, und daß eine ſolche Andeutung von ihrer Seite mit Zorn aufgenommen worden ſein würde.

Man erlaube mir hier, zu bemerken, daß sich heut zu Tage Tausende in dieser Lage befinden. Sie leben in achtbarer Gesellschaft, und betrachten die Unmäßigkeit als ein furchtbares Uebel. Sie würden den Gedanken, jemals selbst unmäßig zu werden, mit Verachtung von sich weisen, und eine solche Andeutung als den Gipfelpunkt der Unverschämtheit und Narrheit betrachten. Der Mann, der zu nippen anfängt, ist der letzte in der Welt, der seine Gefahr bemerkt. Wenn er eine Frau hat, so ist sie wahrscheinlich die erste, die seine Lage kennt und darüber schaudert. Seine Nachbarn wissen es lange vorher, ehe er sich dessen bewußt wird, und wenn sie ihm, anstatt es mit Stillschweigen zu übergehen, offenherzig den gefährlichen Weg zeigen wollten, welchen er verfolgt, so würde gar manches werthvolle Mitglied der Gesellschaft vor Entwürdigung bewahrt, und seine glückliche Familie vor Elend, Schmach und Verzweiflung behütet werden.

Ich dankte Mr. Chapin aus Herzens Grunde dafür, daß er das Mittel gewesen war, mich zu retten, und er bezeigte große Verwunderung, als er erfuhr, daß ich nicht schon ein Mäßigkeitsbruder war. Er hatte dies aus der Thatsache geschlossen, daß ich ihn zu einem Vortrage einlud, und er glaubte, als er denselben hielt, nicht, daß seine Anrede an den mäßigen Trinker sich im Geringsten auf mich beziehen könne. Aber dies war der Fall, und dies rettete mich mit Hülfe Gottes.

Ich fühlte jetzt, daß ich eine große Pflicht zu erfüllen hatte. Ich hatte im Dunkeln getappt, war gerettet worden, und wußte, daß es meine Pflicht war, die Rettung anderer zu versuchen. An dem Morgen, wo ich das Gelübde unterzeichnete, erhielt ich in Bridgeport mehr als zwanzig Unterschriften. Ich sprach mit jedem, dem ich begegnete, von Mäßigkeit, und fing sehr bald an, in den umliegenden Städten und Dörfern Vorträge über diesen Gegenstand zu halten. Ich verwendete den ganzen Winter und Frühling von 1851 auf 1852 dazu, in meinem Geburtsstaate Vorträge zu halten, wobei ich stets auf meine eignen Kosten reis'te, und ich sah mit Vergnügen, daß ich vielen Hunderten, vielleicht Tausenden über die Wichtigkeit der Mäßigkeitsreform die Augen öffnete. Ich hielt gleichfalls oft in New-York und Philadelphia, sowie in anderen Städten der benachbarten Staaten Vorträge.

Um diese Zeit wurde das Mainegesetz gegeben, und sein segensreicher Erfolg erfüllte die Herzen der Mäßigkeitsvereinsmitglieder mit Hoffnung und Freude. Wir sahen bald ein, daß wir, um der Pest zu steuern, ein gänzliches Verbot des Verkaufs berauschender Flüßigkeiten als Getränk haben müßten. Neal Dow (Gott segne ihn!) hatte uns die Augen geöffnet. Wir sahen, daß moralische Ueberredung viel Gutes gethan hatte. Wir konnten bemerken, daß die Washingtonianer und Söhne der Mäßigkeit, die Töchter der Mäßig-

keit, die Rechabiten und die Tempel der Ehre ihre Sendung des Friedens und der Liebe erfüllt hatten, aber wir sahen auch, daß eine große Anzahl Derjenigen, die auf diese Art gerettet worden waren, wieder tiefer als jemals sank, weil man den Versucher leben und seine verführerischen Netze auswerfen ließ.

Unsre Parole war jetzt: „Verbot!" Wir hatten die Ueberzeugung erlangt, daß es ein Kampf auf Leben und Tod sei, daß wir den Alkohol tödten müßten, wenn das Alkohol nicht uns oder unsre Freunde tödten sollte.

Während ich mich mit Jenny Lind in Boston befand, wurde ich dringend aufgefordert, im Fremont-Tempel, wo sie ihre Concerte gab, zwei Vorträge zu halten. Ich that es, und das Gebäude war beide Male gedrängt voll, obgleich ein Eintrittspreis von zwölf und ein halb Cents zum Besten einer wohlthätigen Anstalt erhoben wurde.

Im Verlaufe meiner Reise mit Jenny Lind wurde ich häufig aufgefordert, an den Abenden, wo sie nicht sang, Vorträge über Mäßigkeit zu halten. Ich that es stets, wenn es in meiner Macht stand. Auf diese Art hielt ich in Baltimore, Washington, Charleston, New-Orleans, St. Louis, Cincinnati ꝛc., sowie in der Damenkajüte des Dampfers Lexington des Sonntag Morgens Vorträge.

Im August 1843 hielt ich in Cleveland in Ohio und mehreren anderen Städten, und später in Chicago in Illinois und in Kenosha in Wisconsin

Vorträge. In letzteren Staaten fand ich das Feld faſt bereit zur Ernte, aber es waren wenig Schnitter da. Im Oktober ſollte eine Staatswahl ſtattfinden, und bei dieſer Gelegenheit ſollte das Volk durch die Ballotage entſcheiden, ob es ein geſetzliches Verbot geiſtiger Getränke billigen wolle, oder nicht. Wegen der überwiegend deutſchen Bevölkerung, die im Allgemeinen dem Verbot abgeneigt war, fürchteten die Mäßigkeitsfreunde für den Erfolg. Sie baten mich daher um meinen Beiſtand für den folgenden Monat. Ich konnte es ihnen nicht abſchlagen. Ich eilte deshalb nach Hauſe, um einige Geſchäfte abzumachen, welche meine Anweſenheit auf ein Paar Tage erforderten, und kehrte dann zurück, wobei ich unterwegs in Toledo und Norwalk in Ohio und in Chicago Vorträge hielt. Ich durchreiſ'te den Staat Wisconſin, wo ich vier Wochen hinter einander vor zahlreichen und aufmerkſamen Zuhörern täglich zwei Vorleſungen hielt. Es macht mir Freude, glauben zu können, daß meine Bemühungen zu einem günſtigen Erfolge beitrugen. Die Stimme des Volkes erklärte ſich mit einer großen Majorität für ein geſetzliches Verbot der geiſtigen Getränke, aber eine, dieſem wohlthätigen Geſetz feindſelige, politiſche Legislatur weigerte ſich, ihm daſſelbe zu geben. Ich hoffe, daß ihre Befreiung von den Irrthümern nicht mehr fern iſt.

Ich bin bei meinen Mäßigkeitsreden oft von Opponenten unterbrochen und manchmal gefragt wor-

den. Ich nehme die Sache stets gelassen, lasse sie ausreden und bemühe mich, sie in gleicher Münze auszuzahlen.

In New-Orleans hielt ich im großen Saale des Lyceums in St. Charles-Street, einem neuen, eben erst durch die zweite Municipalität vollendetem Gebäude, einen Vortrag. Ich that es auf die Einladung des Mayors Croßman und mehrerer anderer einflußreicher Männer. Der sehr große Saal enthielt mehr als dreitausend Zuhörer, unter denen sich der achtbarste Theil des Publikums von New-Orleans befand. Ich war in ausgezeichneter Stimmung, und da ich fühlte, daß mir die Versammlung günstig gesinnt war, so hatte ich mich in einen angenehmen, aufgeregten Zustand gesprochen. In der Mitte einer Beweisführung zur Darlegung des giftigen und verderblichen Einflusses des Branntweins auf den thierischen Organismus rief ein Opponent aus: „Wie wirkt es auf uns, Sir, äußerlich oder innerlich?“

„Ewiglich!“ antwortete ich.

Ich habe kaum jemals ein so lautes und allgemeines Gelächter gehört, als das auf diese Antwort folgende. Ich konnte wegen der Wiederholung des Beifalls mehrere Minuten lang nicht fortfahren. Ich hörte nichts wieder von dem fragelustigen Herrn, und habe nicht die geringste Idee, wer er gewesen ist. Meine Antwort erfolgte jedoch so schnell, daß ein Gentleman, der eine feine Nase zu haben glaubte, am

folgenden Tage im Verandah-Hotel bemerkte, wenn die Wahrheit zu erfahren wäre, so wolle er eintausend Dollars wetten, daß ich den Mann dorthin gestellt hätte, um die Frage zu thun. „Bei'm Himmel!" sagte er, „Barnum brachte das Ewiglich heraus, ehe der Bursche mit innerlich fertig war!" Ich betrachtete den, wenn auch ganz unbegründeten, Verdacht dieses Herren als ein Compliment.

Während ich eines Nachmittags im Jahre 1853 vor dem Gerichtshause in Cleveland vor einer großen Menschenmenge, unter welcher sich viele Farmer befanden, einen Vortrag hielt, rief ein Zuhörer, der, wie ich später erfuhr, ein bedeutender Destillateur war, aus: „Was soll aus dem ganzen Getreide werden, wenn Sie die Destillationen vernichten!"

„Geben Sie es der Frau und den Kindern des Trunkenbolds, sie haben es lange genug entbehrt," antwortete ich; „der Gatte und Vater," fuhr ich fort, „wird dann ein nüchterner Mensch, und fähig und bereitwillig sein, es zu bezahlen. Sie werden sehen, daß der nüchterne, fleißige Mann und seine Familie mehr Getreide brauchen werden, als jetzt zu Branntwein verfaulen muß, um ihn betrunken zu machen!"

Dann erzählte ich die Anekdote, daß bald nach der Einführung des Maine-Gesetzes ein Gentleman in Portland ein kleines Mädchen, welches als Bettlerin zu seinem Hause zu kommen pflegte, antraf. „Warum

kommſt Du jetzt nicht mehr nach Speiſereſten in unſer Haus?" fragte er.

„Weil der Vater keinen Branntwein bekommen kann und nüchtern iſt und alle Tage arbeitet, und wir haben jetzt genug warmes Eſſen in unſerem Hauſe; ich danke Ihnen daher," antwortete das kleine Mädchen.

Dieſe Antwort gefiel den alten Farmern ſehr, und „der Deſtillateur (ſagte ein Correſpondent der New-Yorker Tribune) ſegelte ab, um ſeine Schäden auszubeſſern."

Am erſten Abend, wo ich in Cleveland (in der Baptiſtenkirche) eine Vorleſung hielt, fing ich folgendermaaßen an: „Sollten Damen oder Herren anweſend ſein, die noch niemals entweder direct, oder in der Perſon eines lieben Verwandten oder Freundes in Folge des Gebrauchs berauſchender Getränke gelitten haben, ſo werden Sie mich verbinden, wenn Sie aufſtehen."

Es erhob ſich ein Mann mit einem ziemlich geröthetem Geſichte. „Haben Sie niemals einen Freund gehabt, der unmäßig geweſen wäre?" fragte ich.

„Niemals!" lautete die beſtimmte Antwort.

Ein Kichern durchlief die Oppoſitionsparthei der Verſammlung. „Nun, meine Freunde," ſagte ich, „ich ſehe mich genöthigt, einen Vorſchlag zu thun, den ich nicht erwartet hatte. Ich bin, wie Sie Alle wiſſen, ein Schauſteller. Ich ſehe mich überall nach

Neuigkeiten um. Dieſer Herr iſt mir fremd, aber wenn er mich morgen früh überzeugen will, daß er ein glaubwürdiger Mann iſt, und daß keiner ſeiner Freunde jemals unmäßig war, ſo will ich ihn auf zehn Wochen für zweihundert Dollars wöchentlich engagiren, um ihn in meinem amerikaniſchen Muſeum in New-York als die größte Merkwürdigkeit in dieſem Lande ſehen zu laſſen."

Dieſer Ankündigung folgte ein wirkliches Lachen.

„Sie mögen lachen, aber es iſt die Wahrheit!" beharrte mein Gegner mit einem Blicke trotziger Hartnäckigkeit.

„Der Gentleman beſteht noch immer darauf, daß es eine Thatſache ſei," antwortete ich; „ich möchte deshalb bei meinem Anerbieten eine einfache Bedingung ſtellen. Ich habe daſſelbe unter der Vorausſetzung gemacht, daß er zu irgend einer Zeit ſeines Lebens Freunde gehabt habe. Nun wohl, wenn er niemals Freunde gehabt hat, ſo nehme ich mein Anerbieten zurück. Im anderen Falle will ich dabei bleiben."

Dies und das folgende laute Gelächter war für den Gentleman zu viel, und er ſetzte ſich nieder. Ich bemerkte während meiner ganzen Rede, daß er derſelben tiefe Aufmerkſamkeit ſchenkte, und ſich häufig einem herzlichen Lachen überließ. Nach dem Schluſſe des Vortrags trat er zu mir, reichte mir die Hand, welche ich bereitwillig annahm, und ſagte: „Es war höchſt einfältig von mir, heute Abend aufzuſtehen.

Da ich mich einmal erhoben hatte, so war ich entschlossen, nicht nachzugeben; aber Ihre letzte Bemerkung war zu viel für mich."

Dann machte er mir große Lobeserhebungen über meine verständige Beweisführung, und erklärte, daß er von nun an stets auf der Seite der Mäßigkeit gefunden werden würde.

Unter den erfreulichsten Vorfällen meines Lebens hat es einige, dem folgenden ähnliche, gegeben.

Nach einer Mäßigkeitsrede in Philadelphia kam ein ungefähr dreißigjähriger Mann herbei und unterzeichnete das Mäßigkeitsgelübde, und sagte, indem er mir die Hand reichte: „Mr. Barnum, Sie haben mich heute Abend vom Verderben gerettet. Seit den letzten zwei Jahren habe ich die Gewohnheit des Trinkens gehabt, und sie hat mich beständig niedergehalten. Dieser Herr (indem er auf einen Mann an seiner Seite deutete) ist mein Associé im Geschäft, und ich weiß, er ist erfreut, daß ich das Gelübde heute Abend unterzeichnet habe."

„Ja, das bin ich wirklich, George, und es ist das Beste, was Du jemals gethan hast," antwortete sein Associé, „wenn Du es nur hältst."

„Das will ich bis zu meinem Todestage thun, und meine liebe, kleine Frau Mary wird heute Abend vor Freude weinen, wenn ich ihr sage, was ich gethan habe!" rief er tief bewegt aus.

Er war in diesem Augenblicke ein glücklicher

Mensch — aber er konnte es nicht mehr sein, als ich es war.

Ich brauche dieses Thema nicht weiter zu verfolgen, als nur hinzuzufügen, daß ich in Montreal in Canada und vielen hier nicht erwähnten Städten der Vereinigten Staaten Vorlesungen gehalten habe, was ich stets mit Freuden auf meine eigenen Kosten that, und eine der trostreichsten Empfindungen, welche ich jetzt genieße, ist der Glaube, daß ich im Schooße vieler Familien das Glück geschaffen habe.

Ich habe im Verlaufe meines Lebens viel über verschiedene Gegenstände und stets mit Eifer für Zeitungen geschrieben, aber kein Thema hat mein Interesse so sehr in Anspruch genommen, als das der Mäßigkeitsreform. Ohne diesen Umstand würde ich nicht erwähnen, daß ich außer zahlreichen Artikeln für tägliche Zeitungen und Wochenschriften einen kleinen Tractat über „den Branntweinhandel" geschrieben habe, welcher meine practischen Ansichten über den Gebrauch von und den Handel mit berauschenden Getränken ausspricht. *)

*) Er ist von meinen ehrenwerthen Freunden Fowlers und Wells in New-York verlegt worden. Sie haben sich lange durch phrenologischen Verlag ausgezeichnet, und viel gethan, um das Publikum über die Mäßigkeitssache, Psychologie und andere wichtige Gegenstände aufzuklären. Es giebt wenige Verleger, die eine größere Anzahl nützlicher Bücher gedruckt haben.

Im Jahre 1848 wurde ich zum Präſidenten der Ackerbaugeſellſchaft für die Grafſchaft Fairfield in Connecticut erwählt. Obſchon ich kein practiſcher Farmer war, ſo hatte ich doch ungefähr einhundert Acker Land in der Nähe meines Wohnorts gekauft, und nahm ſtets, wie auch noch jetzt, großen Antheil an der Sache des Landbaues.

Im Jahre 1849 beſchloß die Geſellſchaft, daß ich die Jahresrede halten ſollte. Ich bat, mir dies wegen meiner Unfähigkeit zu erlaſſen, aber meine Entſchuldigungen wurden nicht beachtet. Da ich meine Zuhörer nicht über den Ackerbau belehren konnte, ſo theilte ich ihnen mehrere Fehler mit, welche ich begangen hatte, und bat ſie, aus meinen Irrthümern Nutzen zu ziehen. Zwei meiner Mißgriffe wurden folgendermaßen erzählt:

Im Herbſt 1848 benachrichtigte mich mein Obergärtner, daß ich fünfzig Scheffel Kartoffeln übrig hätte. Ich befahl ihm hierauf ſie in Fäſſer zu packen, und ſie zum Verkauf nach New-York zu ſchicken. Er that es und erhielt zwei Dollars für das Faß, oder ungefähr ſiebenundſechszig Cents für den Scheffel. Aber unglücklicher Weiſe bemerkte ich, nachdem die Kartoffeln verſchickt worden waren, daß mein Gärtner nur die größten für den Markt ausgeſucht, und meiner Familie nichts als Kartöffelchen gelaſſen hatte, um während des Winters davon zu leben. Aber das Schlimmſte kommt erſt noch.. Meine Kartoffeln waren

vor dem März sämmtlich verbraucht, und ich mußte im Frühjahr mehr als fünfzig Scheffel Kartoffeln für einen Dollar fünfundzwanzig Cents den Scheffel kaufen.

Ich hoffe, daß meine Freunde insofern, als ich mich bei diesem Geschäft um ein paar Zahlen verrechnete, aus meiner Unwissenheit eine Lehre ziehen, und sich nie mit dem Verkaufe ihrer Erzeugnisse übereilen werden, ehe sie sich überzeugt haben, daß sie mehr besitzen, als zum Familiengebrauche erforderlich ist.

Mein nächstes Experiment, welches ich in der Gärtnerei machte, wird, wie ich fürchte, nicht mehr zu meinem Ruhme lauten, als die Kartoffeloperation. Im vergangenen Frühjahre sah ich meinen Gärtner bei unsern jungen Ahornbäumen sämmtliche kleine Aeste und Schößlinge, welche auf sechs bis acht Fuß vom Boden aus dem Stamme getrieben hatten, abschneiden. Ich fragte ihn nach dem Grunde, und er sagte mir, daß diese Schößlinge den Bäumen nicht allein nutzlos, sondern sogar schädlich wären, da sie den Saft verzehrten, welcher in den oberen Zweigen nöthig sei. Dies leuchtete mir sogleich ein, und da es als Präsident der Ackerbaugesellschaft der Grafschaft Fairfield meine Pflicht war, einige practische Erfahrungen im Landbau zu besitzen, so verfügte ich mich schnell in's Haus, suchte mir ein großes und sehr scharfes Vorlegemesser aus, und ging mit dem festen Entschlusse, jeden nutzlosen Zweig, Sprossen und Schößling, der

mir in den Weg kommen würde, zu vernichten, in meinen Garten zurück.

Ich kam bald zu ein paar Reihen kräftig aussehender, junger Kirschbäume, deren Stämme aber sonderbarer Weise mit Sprossen oder Schößlingen bedeckt waren. Das war eine schwere Vernachlässigung meines Gärtners, aber ich hatte eine Waffe in der Hand, welche im Stande war, die Folgen seiner Vergeßlichkeit wieder gut zu machen, und ich ging rechts und links an's Werk. Das Vorlegemesser that in meiner entschlossenen Hand Wunder, und in weniger als einer Stunde hatte ich sämmtliche Kirschbäume beinahe so hoch, als ich reichen konnte, verschnitten, und blickte mit Vergnügen auf ihr symmetrisches und sehr verschönertes Aussehen. Während ich so die Frucht meiner Arbeit beschaute, und über diese erste, große Heldenthat im Landbau hohen Stolz fühlte, kam mein Gärtner herbei, und mit einem Gefühle der Befriedigung, das ich niemals vergessen werde, zeigte ich ihm die Masse von Kirschbaumzweigen, welche ich heruntergebracht hatte. Der Gärtner erschrak auf's Höchste, warf mir einen Blick der Ueberraschung zu, der sofort in Verzweiflung überging, und rief, indem er die Hände wie im tiefsten Schmerze faltete: „Gütiger Himmel! Sie haben alle Pfropfreise abgeschnitten."

Das war ein schwerer Schlag für meine Bestrebungen im Landbau. Er hat mich veranlaßt, nicht gerade das Geschäft verzweiflungsvoll aufzugeben, son-

dern vielmehr vorsichtig im Gebrauche des Oculirmessers zu sein, bis ich ein Pfropfreis von einem Wasserschößling unterscheiden kann. Durch die erzählten Experimente bin ich überzeugt worden, daß meine Erziehung in Hinsicht auf den Ackerbau sehr vernachläßigt worden ist.

Um die Wichtigkeit der Bodendüngung zu zeigen, führte ich die folgenden Betrachtungen vor:

„Da mehr Land vorhanden ist als Bevölkerung, so ist dasselbe hier im Vergleich zu anderen Ländern wohlfeil, und deshalb läßt sich der Farmer auf neuem Lande nieder, welches er für eine Kleinigkeit erkauft, und wenn er es ziemlich ausgesaugt hat, so schlägt er, anstatt zu versuchen, dasselbe zu erneuern, ein Verfahren ein, welches er für wohlfeiler hält; er verkauft seine Farm um jeden Preis, packt ein und zieht auf neues Land, dessen Boden bereit ist, ohne die Mühe oder die Kosten der Düngung reife Ernten zu liefern, nachdem es blos den Saamen aus der Hand des Eigenthümers empfangen hat. Nun, dieses System kann früher sehr gut gewesen sein. Es hat dazu gedient, unsre Hinterwäldler weiter nach unsren Grenzen im fernen Westen vorzuschieben, und so beizuhelfen, unser herrliches Land zu bevölkern, und unsre ungeheuren Hülfsmittel zu entwickeln, aber da es wichtig ist, daß wir doch wenigstens ein Paar Farmer in unsren neuenglischen und mittleren Staaten behalten, so kommt es uns zu, dafür zu sorgen, daß sie den Ver-

beſſerungen im Landbau und der Erſchaffung verjüng-
ten Bodens ihre Aufmerkſamkeit ſchenken, ſo daß ſie
nicht in Verſuchung gerathen, nach den reichen Prai-
rien des Weſtens davonzulaufen, damit die in andern
Beſchäftigungen Begriffenen nicht am Ende genöthigt
ſind, ihre eignen Erzeugniſſe zu verzehren. Ich, mei-
nestheils als Schauſteller würde in große Verlegenheit
gerathen, wenn ich genöthigt wäre, ausgeſtopfte Affen,
Fidſchie-Seejungfern oder wollige Pferde zu verzehren,
und ich zweifle nicht, daß es vielen Anderen ſchwer an-
kommen dürfte, ihre eigenen Producte zu verdauen.
Ich will nur den Schmied, den Schuhmacher, den
Geiſtlichen, den Zahnarzt, den Sattler, den Tiſchler
und den Steinhauer nennen. Der Schmied würde ſich
gewiß die Zähne mit einer ſeiner Eiſenſtangen ſtochern
müſſen, nachdem er zum Frühſtück Hufeiſen oder Ochſen-
ketten verzehrt hätte. Der Schuhmacher würde, nach-
dem er Sohlenleder und Schuſterpech zu Mittag ge-
ſpeiſ't hätte, hoffen, daß dies nicht Alles wäre, was
er zu leiſten hätte. Der Prediger, der nur ſeine
eignen Reden verdauen könnte, würde es für eine
furchtbare Strafe halten, wenn er gezwungen wäre,
ſeine Worte zu verſchlucken. Der Tiſchler würde es
für die ſchwerſte Fügung halten, wenn er tannene
Bretter zum zweiten Frühſtück hinunterwürgen müßte,
der Zahnarzt müßte „trotz ſeiner Zähne" verhungern,
wenn er nichts als Zähne zur Nahrung hätte; der
Sattler wäre gewiß lieber ein Pferd, und trüge den

Sattel auf dem Rücken, als daß er in seinem Magen einen Platz für einen Steigbügel suchte, und der Steinhauer müßte bald sein eignes Grabmal bearbeiten, wenn er fände, daß er nichts als Granit zu nagen hätte, bis der Staub wieder zu Staube wird."

Es erscheint daher als durchaus nothwendig, daß wir die Farmer unter uns zurückhalten, und da dies nur dadurch möglich ist, daß wir ihnen Land geben, welches den Anbau lohnt, so ist es von der höchsten Wichtigkeit, daß sie wissen, wie man solches Land herstellt.

Der Farmer erlerne die wohlfeilste und beste Methode, um sich Dünger zu verschaffen, oder zu erzeugen, und dann sorge er dafür, daß die gehörige Menge derjenigen Art von Dünger, welche gerade sein Boden erfordert, auf das Land gebracht wird. Er dünge nie ein Feld halb, dies ist gerade so gut, wie wenn man eine halbe Dosis Medicin giebt. Diese macht den Patienten magenkrank und übel, wirkt aber nicht. Halbgedüngtes Land macht dem Farmer beim Anbau gerade ebensoviel Arbeit, als ob es ganz geschehe, und nach aller seiner Mühe erhält er nur eine halbe Ernte. Wenn man sich nur die Hälfte des zur Erneuerung des Bodens nöthigen Düngers verschaffen kann, so bringe man ihn sämmtlich auf eine Hälfte des Landes und lasse die andere Hälfte brach liegen, bis man sie düngen kann. So erspart man die Mühe, die eine Hälfte des Bodens zu bearbeiten, und die Ernte

wird ebenſogroß ſein, wie von dem ganzen nur halb gedüngten Lande. Jede Sache, die verdient, daß ſie überhaupt gethan wird, iſt auch werth, daß ſie *gut* gethan wird. Dies iſt zuletzt immer die wohlfeilſte und beſte Art. Halbe Maßregeln und halbſchürige Menſchen gleichen dem fliegenden Eichhörnchen. Sie ſind weder das Eine, noch das Andere — weder Vogel, noch Säugethier — weder nützlich, noch ſchön. Aber der Boden keines einzigen Farmers braucht brach zu liegen, weil er ſich keinen Dünger verſchaffen kann. Das Syſtem der Gründüngung, das heißt Futterkräuter zu ſäen und ſie unterzupflügen, ſo lange ſie grün ſind, um dadurch das Land zu verbeſſern, iſt jetzt, wie ich glaube, allgemein als ein ausgezeichnetes Erſatzmittel anderer Düngung anerkannt. Deshalb verlaſſe man ſein Land nicht, wenn es Schwäche zeigt, ſondern man gebe ihm Stärke, pflege es — *heile* es, ſo iſt es wieder ſo gut wie zuvor.

Ich weiß, daß eine Selbſtbiographie nicht gerade der geeignete Ort für derartige Bemerkungen iſt, aber da ich es für möglich halte, daß mein Buch nicht allein von Farmern, ſondern auch von jungen Männern, die ſich nach einem Geſchäftszweige umſehen, geleſen werden wird, und da ich die Ueberzeugung hege, daß der Landbau in der Schätzung der Menſchen eine höhere Stellung einzunehmen berufen iſt, als bisher, ſo finde ich mich veranlaßt, noch einen zweiten Auszug aus meinem Vortrage zu geben. Er bezieht ſich auf

die Würde der Arbeit und die Nützlichkeit des Geschmacks.

„Der Farmer sollte, wie jeder Andere, seinen Beruf mit Rücksicht auf das Vergnügen sowohl, wie auf den Gewinn betreiben. Er sollte seine alte Heimath anziehend machen, und gewiß kann kein Ort leichter verschönert werden, als das Haus des Farmers, und keine Schönheit im Bereiche der Kunst kann derjenigen gleichkommen, mit welcher sich durch die Natur seine Wohnung schmücken läßt. Der Hof vor seiner Thür sollte mit Blumen und Gesträuchen gefüllt sein, die zu seinem Hause führende Straße mit Rosen eingehegt und mit Bäumen von den verschiedenen Arten, welche die Natur hervorbringt, oder deren Anbau unser Klima und unser Boden gestattet, besetzt, seine Thorwege und das Vorhaus, so wie die Seiten seines Hauses mit Wein überzogen und die Fenster mit Blumen geschmückt sein. Der Farmer besitzt in seinen Rosenlauben, seinen Pflanzen, Gebüschen und Blumen einen schöner geschmückten Palast, als wenn er mit Rubinen und Diamanten bedeckt wäre. Guirlanden von natürlichen Blumen sind um so viel zierlicher als Perlenketten, als die Natur schöner ist, wie die Kunst. Der König kann sich Alles verschaffen, um seinen Palast zu schmücken, was der Reichthum gewährt, aber der einfachste Bauer hat einen Decorateur, dessen Wissen unendlich ist, und die bescheidenste Blume, welche Gott jemals erschuf, übertrifft das reichste

Kleinod, welches die Geschicklichkeit des Menschen jemals hervorgebracht hat an wahrer Schönheit und Erhabenheit, soweit, wie die glänzenden Farben des Regenbogens die roheste Sudelei des Malerlehrlings."

Es ist eine sehr sonderbare und beklagenswerthe Thatsache, daß der Ackerbau in unsrem großen und vorzugsweise Ackerbautreibenden Lande in der Reihe der menschlichen Beschäftigungen nicht so hoch steht, wie er es verdient. Der Bauer wird aus irgend einem Grunde, den zu enthüllen der Zweck dieses Versuches ist, in der Schätzung der Gesellschaft nicht auf den Platz gestellt, zu welchen ihm sein Beruf vollkommen berechtigt. Er wird als ein tief unter dem Advocaten, dem Arzte, dem Geistlichen, dem Künstler, dem Kaufmann oder selbst dem Kaufmannsdiener stehendes Wesen betrachtet. Ein Bauer zu sein, heißt so viel, als ob man nichts als ein Dummkopf, ein Sumpfdurchwühler und ein schmutziger Erdwurm wäre. Er wird als ein bloßer Schweinehirt, ein Holzfäller und Wasserschlepper, ein gefühlloser Erdenkloß angesehen, der nur deshalb mit Leben begabt ist, damit er die leblose Erde umwühlen könne. Ich beabsichtige die Frage aufzustellen, ob dies nothwendigerweise die Stellung des Landbebauers ist, um zu erfahren, ob nicht sogar der Ackerbau eins der ehrenwerthesten und unabhängigsten, wenn nicht das ehrenwertheste Geschäft sein dürfte. Man betrachte diesen Gegenstand mit unbefangenen Augen, und sehe, ob in dem Leben eines

Bauers etwas entwürdigendes liegt. Man vergleiche ihn mit Jedem, in einem anderen Berufe Beschäftigten und ich gebe mein Wort darauf, daß man in dem Bauer den eigentlichsten Grundstein unsres gesellschaftlichen Gebäudes, unsres wahren Glückes, unsrer männlichen Unabhängigkeit finden wird; und wenn wir jeden anderen Beruf und jede andere Beschäftigung aufthürmten, bis wir eine Pyramide errichtet hätten, deren Gipfel die Wolken berührt, so würden wir den ehrlichen, arbeitsamen, praktischen Bauer auf ihrer äußersten Spitze finden.

Wenn wir den gelehrten Ständen ihre gehörige Ehre erweisen wollen, so müssen wir sie nicht *über* ihr Verdienst erheben, und den Bauer, den wirklichen Producenten und öffentlichen Wohlthäter, *unter* seinen gehörigen Standpunkt stellen.

Man wird immer gutthun, sich zu erinnern, daß jeder gelehrte Beruf wegen seines Unterhalts allein auf das Unglück, das Elend, oder die schwachen Seiten der Menschen angewiesen ist.

Wenn Jeder zu Ehrlichkeit und Friedfertigkeit geneigt wäre, so würde der Advocat keine Gebühren einstecken, und müßte seinen Beruf aufgeben oder ohne Abendbrot zu Bette gehen.

Wenn die Menschen in ihren Gewohnheiten enthaltsam wären und nicht oft das Opfer unglücklicher Zufälle würden, so müßte der Doktor einen anderen Beruf ergreifen, um sein Brot zu verdienen, wenn er

es nicht vorzöge, seine eigenen Pillen zu essen. Und wenn die ganze Menschheit fromm werden und von ihren Sünden lassen wollte, so könnte die Geistlichkeit mit Othello ausrufen: „Wir haben nichts mehr zu thun!“

Deshalb braucht der Bauer, der Nahrung und Kleidung zur Bequemlichkeit und Erhaltung der menschlichen Familie erzeugt, nicht zu glauben, daß er unter den Beschäftigungen stehe, die in so großem Maaßstabe vom menschlichen Elende leben.

Es ist das höchste Bestreben vieler Aeltern, daß ihr Sohn ein Kaufmann werden möge. Dies ist der Gipfelpunkt ihrer Wünsche. Sie glauben, daß ein Kaufmann zu sein, soviel heiße, als ein Fürst, ein Herrscher zu sein, der so zu sagen, im Mittelpunkte der Erde stehen, und alle ihre Erzeugnisse zu sich rufen könne. Sie finden keine Sorge in dem Leben des Kaufmannes. Sie denken nicht an die Hoffnungen und Befürchtungen, die seine Brust vom frühen Morgen bis zur Mitternacht bewegen. Was wissen sie von seiner Sorge, wenn er die Morgenzeitung zur Hand nimmt, um den Verlust seines liebsten und kostbarsten Schiffes oder den Brand der Niederlage, in welcher sein ganzes Vermögen verwahrt war, zu lesen? Der Kaufmann lebt fortwährend in peinlicher Aufregung. Der Markt ist flau und die großen Vorräthe bleiben ihm unverkauft und vielleicht unbezahlt auf dem Halse. Aber der Zahltag bleibt nicht aus und

dann wird sein Elend noch erhöht. Wahnsinnig über den Gedanken, daß die Banken nicht mehr discontiren — daß sein Wechsel heute fällig wird, und wenn er ihn nicht vor drei Uhr bezahlt, protestirt werden und er ein ruinirter Mann sein muß, erhebt er sich von seinem schlummerlosen Kissen. Er überschaut seine Hülfsmittel, aber ach! — sie sind sämmtlich erschöpft. Er geht die Liste seiner Freunde durch, aber sie sind Alle ebenso schlimm daran, wie er selbst. Es bleibt ihm nur noch eine letzte Hoffnung übrig. Er muß wieder zu dem Wucherer gehen, und Geld leihen, um Geliehenes zu bezahlen. Leihen? habe ich gesagt? Nein, er muß dessen Benutzung erkaufen, und vielleicht einhundert Procent bei dem Geschäft zahlen. So lebt er von einem Tage zum anderen im Elend und doch gezwungen, glücklich zu scheinen, indem er sein ganzes Herzblut über seinem Pulte und zwischen den schrecklichen Steinmauern ausschwitzt, — der freien Luft und der Lebensgenüsse beraubt — in die dumpfige, ungesunde Stadt eingepfercht — ohne eine Stunde, die er sein eigen nennen könnte; nachdem ihm jede Gelegenheit zur Ruhe, zum Nachdenken oder zur Erholung auf immer entschwunden ist — bleibt er nur noch eine arbeitende, geplagte Maschine, die jeden Tag ihren Kreislauf der Mühseligkeit und des Elendes durchmachen muß, bis endlich das Unglück seine kaufmännische Laufbahn schließt, er bankerott erklärt wird und mit seinem geschmolzenen Vermögen und

zerstörter Gesundheit auf das Land flieht und dort findet man ihn, wie er die reine Luft und die erfrischende Brise einathmet, aus Herzensgrunde versichert, daß dies das erste, freudige Gefühl ist, das er seit Jahren gekannt hat, und daß er auf dem herrlichen Lande wirklich glücklich sein könne — so arm er auch ist — wenn seine Gesundheit gut wäre. Der arme Mann! Wenn er auf der alten Farm geblieben wäre, so würde er Gesundheit, Glück und sein Auskommen gehabt haben. Er hätte nichts von Bankdisconto oder der Barmherzigkeit der Wucherer erfahren, er hätte nichts von einem flauen Markte, von Concurrenz und Ueberfüllung gewußt, aber er würde unabhängig, gesund und glücklich und mit einer Arbeit beschäftigt gewesen sein, die seinen Geist erhoben hätte, anstatt ihn in das enge Gefängniß eines Kaufmannes einzuzwängen, dessen höchster Ehrgeiz häufig nur darin besteht, einen pfiffigen Handel zu machen, ein hübsches Aktiengeschäft abzuschließen oder im Stande zu sein, seine Noten ohne Protest einzulösen.

Die Statistik enthüllt die erstaunliche Thatsache, daß von einhundert Detailkaufleuten in Boston siebenundsechzig zu Grunde gehen, und daß von einhundert en gros Händlern dreiundneunzig bankerott werden!! und dennoch erhebt diese schachernde, handelnde, gesundheitsmörderische Beschäftigung ihre falsche Fahne, ihre glänzenden Verlockungen und verführt den kräftigen, gesunden, jungen Landbewohner, sich wie nach dem

Leben ſelbſt, nach der Möglichkeit zu ſehnen, die ſchönen Felder ſeines Vaters, ſeine heimathlichen Berge und grünen Thäler zu verlaſſen, um Commis in einem Laden werden zu können! Er vertauſcht die gute, alte Farm mit ihrer kräftigenden Beſchäftigung, ihrer mannhaften Arbeit, ihrer köſtlichen Luft, dem Dufte ihrer Blumen, den Schönheiten ihrer goldenen Erndten und den Freuden der Fruchtzeit gegen das große Vorrecht, zu lernen, wie man einen Laden auskehrt, Fenſterläden herunternimmt und wieder einſetzt, und endlich — nachdem er Jahre zur Erlernung dieſer ſchönen Grundzüge gebraucht hat, ein ſtellenloſer Commis zu werden, oder möglicherweiſe das Vergnügen zu haben, einen Laden auf eigene Rechnung zu errichten, und alle eben genannten Genüſſe als ſichere Begleitung des Kaufmannes zu empfangen. Und wenn ein Kaufmann Glück hat, wenn er nach Jahren voll Mühe und Arbeit, voll Kampf, Aufregung und Elend ſich ein Vermögen erwirbt — was thut er dann? Wo ſieht er ſich nach Glück als Belohnung für ſein ganzes Leben voll Arbeit und Entbehrung um? Ei, auf dem Lande! Es iſt ſein höchſter Wunſch, ſich zu Feldern zurückzuziehen, wo er ſich ſelbſt Getreide und Kartoffeln erbauen, Butter und Käſe von ſeinen eigenen Kühen eſſen und die Früchte ſeiner eigenen Reben und Bäume pflücken kann! So iſt er faſt am Ende ſeines Lebens im Stande, ein Farmer zu werden und ſich deſſen zu freuen, was er während der verfloſſenen

dreißig Jahre hätte genießen können, wenn er nicht von dem falſchen Gedanken verblendet geweſen wäre, daß der Kaufmann achtungswerther als der Landmann ſei.

Unter meiner Adminiſtration iſt die landwirthſchaftliche Ausſtellung für die Grafſchaft Fairfield ſechs Mal gehalten worden, nämlich vier Mal in Bridgeport und zwei Mal in Stamford. Die Theilnahme ſcheint von Jahr zu Jahr größer geworden zu ſein.

Bei dieſen ländlichen Ausſtellungen ſind die Taſchendiebe gewöhnlich, wie bei faſt allen Gelegenheiten, wo ſich eine Menſchenmenge verſammelt, gleichfalls vertreten.

Im Jahre 1849 wurde einer jungen Dame die Kette ihrer goldenen Uhr durchſchnitten, und die Uhr nebſt Kette von einem dieſer Herren, der unentdeckt entkam, geſtohlen. Faſt jedes Jahr iſt irgend Einem während der Ausſtellung die Taſche ausgeleert worden. 1853 wurde ein Mann erwiſcht, als er einem Landfarmer die Brieftaſche abnahm, nachdem zwei bis drei Perſonen in derſelben Weiſe gelitten hatten. Der Burſche wurde arretirt, und erwies ſich als ein berüchtigter engliſcher Taſchendieb. Da die Ausſtellung am folgenden Tage ſchließen ſollte, und ſchon von dem meiſten Leuten beſucht worden war, ſo erwarteten wir, daß unſere Einnahme gering ſein würde.

Der Erwiſchte wurde am frühen Morgen rich-

terlich verhört, erkannte sich als schuldig an und wurde dem höhern Gerichtshofe zur Processirung überwiesen. Ich erhielt von dem Sheriff die Einwilligung, den Schuldigen in das Ausstellungslocal zu bringen, um denen, die bestohlen worden waren, Gelegenheit zu geben, ihn wieder zu erkennen. Zu diesem Zwecke wurde er gefesselt und an einen hervorstechenden Ort gesetzt, wo er natürlicherweise den Zielpunkt aller Blicke bildete. Nun gab ich Anzeigen aus, worin ich ankündigte, daß, da es der letzte Tag der Ausstellung sei, die Directoren mit Vergnügen bekannt machten, daß sie für besondere Sehenswürdigkeiten gesorgt hätten, und deshalb ohne besonderes Eintrittsgeld einen sichergefesselten, lebendigen Taschendieb zeigen würden, der am Tage vorher erwischt worden wäre, als er einen ehrlichen Farmer bestahl. Es drängte sich eine große Menschenmenge herbei, um die Merkwürdigkeit zu sehen. Ein paar gute Mütter brachten ihre Kinder zu diesem Zwecke zehn Meilen weit her, und unsere Casse hatte von der Operation wesentlichen Vortheil.

Im vergangenen Jahre wurde ich aufgefordert, die Eröffnungsrede zu unserer Grafschaftsausstellung, welche in Stamford stattfand, zu halten. Da ich keine Rathschläge über den Ackerbau geben konnte, so las ich einen Theil meiner Abhandlung über „die Philosophie des Humbugs" vor. Als ich mich am folgenden Morgen in dem Barbierladen des Ortes,

der mit Kunden gefüllt war, raſiren ließ, kam der Billetverkäufer der Ausſtellung herein.

„Haben Sie geſtern Abend ein volles Haus gehabt," fragte einer der wartenden Herrn.

„O, ein ſehr gutes, natürlicherweiſe. Der alte Barnum lockt immer eine Menge an," war die Antwort des Billetverkäufers, der mich nicht kannte.

Den meiſten der anweſenden Herren war ich jedoch bekannt, und es wurde ihnen ſehr ſchwer, ihr Lachen zurückzuhalten.

„Hat Barnum eine gute Rede gehalten?" fragte ich.

„Ich habe ſie nicht gehört, ich war draußen im Billetbureau. Ich vermuthe, daß ſie recht gut war, denn ich habe nie ſo viel lachen hören, wie bei ſeiner ganzen Rede, aber es bleibt ſich ganz gleich, ob ſie gut geweſen iſt, oder nicht," fuhr der Billetverkäufer fort, „denn die Leute wollen nun einmal gehen, und den alten Barnum ſehen. Zuerſt behumbugt er ſie, und dann bezahlen ſie dafür, zu hören, wie er es gemacht hat. Ich glaube, wenn er Jemanden um zwanzig Dollars beſchwindelte, ſo würde der Mann einen Vierteldollar bezahlen, um es von ihm erzählen zu hören."

„Barnum muß ein kurioſer Kautz ſein," bemerkte ich.

„Nun, ich glaube, daß er mit allen Hunden gehetzt iſt."

„Kennen Sie ihn?“ fragte ich.

„Nicht persönlich,“ antwortete er, „aber ich komme immer umsonst in das Museum. Ich kenne den Thürsteher und der läßt mich immer gratis ein.“

„Das würde dem alten Barnum wahrscheinlich nicht gefallen, wenn er es wüßte,“ bemerkte ich.

„Aber er weiß es zufällig nicht,“ antwortete der Billetverkäufer hocherfreut.

„Barnum befand sich neulich auf der Eisenbahn nach Bridgeport unterwegs,“ sagte ich, „und ich hörte, wie ihn einer der Passagiere furchtbar als Humbug herunter machte. Er sprach gerade mit Barnum, kannte ihn aber nicht. Barnum stimmte von Herzen ein, und bestätigte Alles, was der Mann sagte. Ich meine, daß der Passagier sich ziemlich einfältig gefühlt haben muß, als er erfuhr, mit wem er gesprochen hatte.“

„Das sollte ich auch meinen,“ sagte der Billetverkäufer.

Dies war zu stark, und wir Alle brachen in ein Gelächter aus, aber der Billetverkäufer ahnte noch immer nichts. Nachdem ich den Laden verlassen hatte, sagte ihm der Barbier, wer ich wäre. Ich kam im Verlaufe des Tages mehrere Male in Geschäftsangelegenheiten in das Billetbureau, aber der arme Billetverkäufer hielt das Gesicht von mir abgewendet, und sah so niedergeschlagen aus, daß ich mir den Anschein gab, als ob ich in ihm den Helden des Spaßes in dem Barbierladen nicht erkenne.

Dieser Vorfall erinnert mich an zahlreiche ähnliche, welche sich zu verschiedenen Zeiten zugetragen haben. Im Jahre 1847 befand ich mich einmal auf dem, zwischen New-York und Bridgeport fahrenden Dampfschiffe. Als wir uns dem Hafen der letzteren Stadt näherten, bat mich ein Fremder auf dem Verdeck, ihm „Barnum's Haus" zu zeigen. Ich that es, worauf ein Nebenstehender bemerkte: „das Haus kenne ich in- und auswendig, denn ich bin dort, während Barnum in Europa war, mehrere Monate mit Anstreichen beschäftigt gewesen." Dann sagte er, daß es das erbärmlichste und am schlechtesten eingerichtete Haus sei, welches er jemals gesehen habe. „Es wird dem alten Barnum eine Last Geld kosten und keine zwei Cents werth sein, wenn es fertig ist," setzte er hinzu.

„Ich vermuthe, der alte Barnum bezahlt nicht sehr pünktlich," bemerkte ich.

„O ja, er bezahlt pünktlich jeden Sonnabend Abend — das hat keine Noth. Er hat eine halbe Million dadurch verdient, daß er das Publikum mit einem kleinen Jungen behumbugt hat, den er aus Bridgeport nahm, und für zweimal so alt ausgab, als er wirklich war," antwortete der Maler.

Kurz darauf sagte ihm einer der Passagiere, wer ich sei, worauf er sich unsichtbar machte, und nicht wieder blicken ließ, so lange ich auf dem Boote blieb.

Bei einer anderen Gelegenheit reis'te ich auf der

Fall-River Eisenbahn nach Boston. Da ich vor Sonnenaufgang ankam, so fand ich nur einen Wagen auf dem Bahnhofe. Ich nahm ihn sofort gab dem Kutscher meinen Gepäckzettel und sagte ihm, daß er mich schnell nach dem Revere-Hause fahren möge, da ich große Eile hatte, und schärfte ihm ein, keinen andern Passagier aufzunehmen, ich würde dann seine Forderung bezahlen. — Er versprach meinen Wunsch zu erfüllen, erschien jedoch bald darauf mit einem Herrn, zwei Damen und mehreren Kindern, die er zu mir in den Wagen stopfte, legte ihre Koffer in die Schoßkelle und fuhr ab. Ich glaubte, daß das Murren nichts helfen würde und tröstete mich mit dem Gedanken, daß das Revere-Haus nicht weit sei. Er fuhr, wie es mir vorkam, sehr lange Zeit eine Straße hinauf, und die andere hinunter, aber ich war so fest eingezwängt, daß ich nicht sehen konnte, welchen Weg er einschlug.

Nach einer halbstündigen Fahrt hielt er an, und ich fand, daß wir an dem Lowellbahnhofe waren. Hier stiegen meine Mitpassagiere ab, und nach langem Zögern gab der Kutscher ihr Gepäck ab, erhielt seinen Fuhrlohn, und wollte nun den Schlag zumachen, um wieder abzufahren. Ich war über die schaamlose Art, auf die er mich behandelt hatte, so ärgerlich, daß ich bemerkte: „Vielleicht thäten Sie besser, zu warten, bis der Zug von Lowell ankommt, es wäre möglich, daß Sie noch eine Ladung Passagiere bekommen könnten.

Meine Bequemlichkeit kommt natürlicherweise nicht in Betracht. Ich denke, wenn Sie mich am Revere-Haus irgend ein Mal im Laufe dieser Woche absetzen, so wird es nicht mehr sein, als was ich ein Recht habe, zu erwarten."

„Ich bitte um Verzeihung," antwortete er, „aber das war Barnum und seine Familie. Es lag ihm viel daran, hier zum ersten Zuge anzukommen, deshalb habe ich ihn für zwei Dollars mitgenommen, und jetzt will ich Sie gratis nach dem Revere-Haus fahren."

„Was ist das für ein Barnum?" fragte ich.

„Der Museums- und Jenny Lind-Mann," antwortete er.

Da dies Compliment und die Prellerei mir galten, so wurde ich natürlicherweise besänftigt und erwiderte: „Sie irren sich, mein Freund, ich bin Barnum."

Der Kutscher war wie vom Donner gerührt und machte mir alle möglichen Entschuldigungen. „Ein Freund im andern Bahnhofe sagte mir, daß ich Mr. Barnum am Bord hätte," versetzte er, „und ich glaubte wirklich, daß er den andern Mann meine. Jetzt, wo ich Sie recht anschaue, sehe ich meinen Irrthum ein, aber ich hoffe, Sie werden mir verzeihen. Ich habe Sie schon oft gefahren und hoffe, daß Sie mir Ihre Kundschaft zuwenden werden, so lange Sie sich in Boston aufhalten. Ich werde nie wieder einen solchen Fehler machen." Ich mußte mich zufrieden geben!

Ich legte das Amt eines Präsidenten der Ackerbaugesellschaft der Grafschaft Fairfield im Jahre 1853 nieder, aber die Mitglieder nahmen meinen Rücktritt nur unter der Bedingung an, daß er nicht eher als nach Beendigung der Ausstellung von 1854 in Wirksamkeit treten sollte.

Ich habe meine Farm nicht stark mit Vieh besetzt, da die einzigen Thiere, welche ich eingeführt habe, nur in Alderney-Kühen, einer wegen vortrefflicher Milch und Butter ausgezeichneten Art, und den Suffolk-Schweinen bestehen, einer Race von Thieren mit feinkörnigem Fleische, welche stets fett genug für den Fleischer ist, und nur ein Drittel des für viele andere Arten erforderlichen Futters verlangt.

Ich besitze auch einige schöne Arten von Geflügel und seltenen Vögeln, darunter die Dorking, die schwarzen spanischen, die Bolton grauen, die Seebraut, die silberstreifigen und die afrikanischen Hühner, den schwarzen und den weißen Schwan, egyptische Gänse, Brillengänse, Mandarinen und andere Arten seltener Enten, Gold-, Silber- und englische Fasanen u. s. w.

Ich darf die direct oder indirect zum Landbau in Beziehung stehenden Thatsachen und Vorfällen nicht verlassen, ohne das Nachstehende zu erzählen.

Ich habe einen Freund, den ich John D. Jameson nennen will, welcher in einem hübschen Hause, eine Viertelmeile westlich von meiner Wohnung, lebt.

Gerade neben seinem Hause besitze ich an der Ecke zweier Straßen mehrere Acker Landes. Vor Kurzem schloß ich dieselben mit hohen Pfählen ein, und verwandelte sie in einen Hirschpark, in den ich eine Anzahl Elennthiere aus dem Felsengebirge, Rennthiere und dergleichen setzte. Die vorübergehenden Fremden glaubten sehr erklärlicher Weise, daß der Hirschpark zu dem Grundstücke Jameson's gehöre. Um die Täuschung noch vollständiger zu machen, stellte sein Schwiegersohn in dem Parke nach der Straße zu eine Tafel mit folgender Inschrift auf:

„Es ist Jedem untersagt, dieses Grundstück zu betreten, oder das Wild zu belästigen.

J. D. Jameson."

Ich nahm den Spaß hin, der mir recht gut gefiel. Jameson war entzückt, und prahlte gehörig, daß er Barnum einen Streich gespielt habe. Die Tafel blieb mehrere Tage ungestört stehen. Endlich erhielt er zufällig den Besuch einer Anzahl Freunde von New-York. Sie kamen Abends an, Jameson sagte ihnen, daß er Barnum einen Capitalstreich gespielt habe. Er wollte keine nähere Erklärung geben, sondern sagte, daß sie ihn am folgenden Morgen selbst sehen sollten. In erster Frühe führte er sie auf die Straße, und nachdem er mit ihnen weit genug gegangen war, machte er vor der Tafel Kehrt. Zu seiner Bestürzung bemerkte er, daß ich gerade unter seinem

Namen die Worte: „Wildhüter bei P. T. Barnum" hinzugefügt hatte. Sobald seine Freunde den Scherz verstanden, ergötzten sie sich höchlich darüber, aber man sagte, daß Nachbar Jameson auf der unrechten Seite des Mundes gelacht habe.

Viertes Kapitel

Verschiedenerlei Geschäftsunternehmungen.

Der Feuervernichter. — Die Pequonnock-Bank. — Die Illustrirte Zeitung. — Der New-Yorker Crystallpalast. — Kupferminen. — Bettelbriefe. — Meine Angestellten. — Regeln zur Erwerbung eines Vermögens. — Rückblick — Iranistan — „Heimath, holde Heimath!"

In diesem letzten Kapitel meiner Lebensbeschreibung beabsichtige ich, von verschiedenen Geschäftsunternehmungen, bei welchen ich betheiligt war oder noch bin, sowie von Gegenständen, für welche ich jetzt ein größeres Interesse fühle, als für alles Andere zusammen, nämlich von meiner Familie und meinem Hause zu sprechen.

Der Feuervernichter.

Gegen Ende des Monats August 1851 wurde ich in Bridgeport von einem Manne besucht, der bei

einer englischen, in Amerika patentirten und unter dem Namen: „Phillips' Feuervernichter" bekannten Erfindung betheiligt war. Er zeigte mir viele Zeugnisse von angesehenen und zuverlässigen Leuten in England, welche die Vorzüge der Erfindung in den schmeichelhaftesten Ausdrücken hervorhoben. Der Werth der Maschine schien hauptsächlich in der Fähigkeit, die Flamme zu verlöschen und so das Umsichgreifen eines einmal ausgebrochenen Feuers zu verhindern, zu bestehen. Außerdem war der, durch den Vernichter hervorgebrachte Dampf dem menschlichen Leben nicht schädlich. Da nun das Wasser keine Wirkung auf das Feuer ausübt, so war es klar, daß sich der Vernichter wenigstens als eine große Beihülfe bei der Löschung einer Feuersbrunst zeigen, und daß er das Feuer, besonders bei'm Anfange, ohne Beschädigung von Waaren oder anderen Gegenständen, wie bei'm Wasser gewöhnlich der Fall ist, ersticken würde.

Der ehrenwerthe Elisha Whittlesey, Obercontrolleur des Schatzes der Vereinigten Staaten in Washington, war bei dem amerikanischen Patent betheiligt, und der Herr, der mich besuchte, wünschte, daß ich mich gleichfalls betheiligen möchte. Ich war nicht geneigt, mich auf eine Speculation einzulassen, aber da ich glaubte, daß sich diese Erfindung als eine wohlthätige bewähren und das Mittel werden könnte, eine große Menge von Menschenleben, sowie von Eigenthum zu retten, so reis'te ich nach Washington, um

mit Mr. Whittlesey, dem ehrenwerthen J. W. Allen und anderen Betheiligten darüber Rücksprache zu nehmen.

Dort zeigte man mir eine große Menge von Zeugnissen, wonach durch die Maschine in Großbritanien Feuersbrünste gelöscht und Eigenthum im Betrage von vielen tausend Pfunden gerettet worden war. Ich sah auch, daß Lord Brougham im Parlament den Vorschlag gemacht hatte, jedes Regierungsschiff zu nöthigen, den Feuervernichter an Bord zu haben. Mr. Whittlesey sprach schriftlich seine Ueberzeugung aus, daß dies, wenn man menschlichem Zeugniß irgend eine Glaubwürdigkeit beimessen könne, eine der merkwürdigsten Erfindungen unseres merkwürdigen Jahrhunderts sei. Ich stimmte ihm vollkommen bei, und habe bis jetzt noch keine Veranlassung gefunden, diese Meinung zu ändern.

Ich willigte ein, dem Unternehmen beizutreten. Mr. Whittlesey wurde zum Präsidenten, und ich zum Secretair und Generalagenten der Gesellschaft ernannt. Ich eröffnete das Büreau der Gesellschaft in New-York, und verkaufte und versicherte in ein Paar Monaten Maschinen und Grundbesitz im Betrage von ungefähr einhundertachtzigtausend Dollars. Ich weigerte mich, mehr als einen geringen Theil des Kaufgeldes anzunehmen, ehe ein öffentlicher Versuch die Wirkungskraft der Maschine bewiesen hätte, und überlieferte freiwillig jedem Käufer ein von mir unterschriebenes Certifikat folgenden Inhalts:

„Wenn die öffentliche Beweisprobe nicht vollkommen befriedigend ausfällt, so will ich auf Verlangen binnen zehn Tagen nach der öffentlichen Probe jeden Schilling zurückerstatten und wieder auszahlen, der für Maschinen oder Grundeigenthum für den Verkauf des Patentes an dieses Büreau gezahlt worden ist."

Die öffentliche Probe fand in Hamilton Square am 18. December 1851 statt. Es war ein außerordentlich kalter und rauher Tag. Mr. Phillips, der den Versuch leitete, wurde von einigen, der Erfindung feindlich gesinnten, Taugenichtsen gestört und zu Boden geschlagen, und das Gebäude angezündet und verbrannt, nachdem das erste Feuer gelöscht worden war. In Folge dieser unerwarteten und ungerechten Opposition zahlte ich jeden Cent, den ich empfangen hatte, oft gegen den Wunsch der Käufer, die bereit waren, das Resultat weiterer Versuche abzuwarten, zurück, denn das Verfahren eines großen Theils des Publikums in einer Sache, bei welcher es ein viel größeres Interesse hatte, als ich, widerte mich auf's Höchste an.

Wenn ich mich durch das Moralsystem hätte leiten lassen, welches in der Handelswelt nur zu allgemein ist, so hätte ich das von mir gegebene Versprechen, das Geld wieder zu erstatten, zurückhalten und so viele Tausende von Dollars in die Kasse der Vernichter-Gesellschaft bringen können. Da ich jedoch

nur ein Schausteller war, so wurde ich durch etwas verschiedene Grundsätze geleitet und zog es vor, freiwillig Jeden zu entschädigen, der auf irgend eine Art das Verdienst der Erfindung überschätzt hatte. Der Contrakt der Vernichter-Gesellschaft mit Mr. Phillips, dem Erfinder, machte alle Zahlungen, welche er empfangen sollte, von den wirklichen Verkäufen abhängig, die wir abschließen würden. Er erhielt deshalb nichts, und der ganze Verlust der amerikanischen Gesellschaft, welche nur durch die Ankündigungen und die Kosten des Versuches, Büreaumiethe u. s. w. entstanden war, belief sich auf weniger als dreißigtausend Dollars, wovon auf meinen Antheil weniger als zehntausend Dollars kamen.

Ich überließ meinen Antheil an der Erfindung an Horatio Allen, Esq. von der Firma: Stillman, Allen & Comp. auf den Novelty-Works.

Mr. Allen setzt großes Vertrauen in die Maschine und ich höre, daß die Gesellschaft fortwährend eine große Anzahl derselben für Schiffe, Fabriken, Läden, Wohnungen u. s. f. anfertigt und verkauft. Man glaubt, daß Mr. Allen durch seine Verkäufe vielleicht in den Stand gesetzt werden wird, der amerikanischen Gesellschaft ihre ganzen Verluste zu ersetzen. Wenn ein Feuer wirklich ausgebrochen ist und heftig wüthet, besonders wenn starker Wind herrscht, so kann der Vernichter nicht mit Vortheil gebraucht werden, und in dieser Hinsicht wurde ich durch die Vorstellungen

des Mannes, der mich zuerst besuchte, getäuscht. Ich bin aber fest überzeugt, daß er gegen jedes Feuer bei'm Anfange eine werthvolle Maschine ist, und in jedem Gebäude und besonders an Bord jeder Art von Segel- oder Dampfschiffen vorhanden sein sollte. Meine Erfahrungen im Leben haben mich überzeugt, daß es dem wirklichen Verdienst nicht immer so gut glückt, wie dem „Humbug", *) und ich sehe Phillips' Feuervernichter als einen schlagenden Beweis für diese Thatsache an.

Die Pequonnock-Bank.

Im Frühling 1851 bestätigte der gesetzgebende Körper von Connecticut die Statuten der Pequonnock-Bank in Bridgeport mit einem Capital von zweihunderttausend Dollars. Ich hatte keinen Antheil bei der

*) Es ist mir oft beigefallen, daß die treue Geschichte des Humbug ein höchst werthvolles und interessantes Buch werden müßte. Jedes Zeitalter hat seine Humbugs gehabt, und man findet sie in den Jahrbüchern jedes Berufes und Gewerbes gleichmäßig vertheilt. Meine Nachforschungen über diesen Gegenstand sind keineswegs auf den Wirkungskreis der Schausteller beschränkt geblieben, und da ich mich überzeugt habe, daß eine sorgfältige Bearbeitung seines Fortganges durch die ganze Geschichte die Menschheit eben so sehr überraschen als belehren würde, so bereite ich jetzt ein Werk vor, das, wie ich hoffe, dieser Universal-Wissenschaft volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen wird, und welches ich bald heraus zu geben gedenke.

Bestätigung und wußte nicht einmal, daß dieselbe nachgesucht werden sollte. In Folge der großen Zunahme des Handels und Fabrikwesens in Bridgeport war in dieser wachsenden und aufblühenden Stadt mehr Bankcapital erforderlich, und da diese Thatsache klar am Tage lag, so wurde die Bewilligung zum allgemeinen Besten gegeben. Die Aktienliste wurde unter der Aufsicht von Staatscommissairen, den Gesetzen der Republik gemäß, eröffnet, und es wurde am ersten Tage fast das Doppelte der Capitalsumme unterzeichnet. Die Aktien wurden von den Commissairen unter mehreren Hundert Unterzeichnern vertheilt. Es traten unerwartete Umstände ein, welche mich veranlaßten, in Folge des einstimmigen Wunsches der Directoren die Präsidentschaft der Bank zu übernehmen. Da ich fühlte, daß ich in Folge meiner vielfachen Geschäfte den Pflichten dieses Amtes nicht die nöthige, persönliche Aufmerksamkeit widmen konnte, so wurde auf mein Ersuchen C. B. Hubbell, Esq., der gegenwärtige Mayor von Bridgeport, zum Vicepräsidenten des Instituts ernannt. Mr. Hubbell ist ein ehemaliger Kaufmann, dessen große Familie in Bridgeport erzogen worden ist, wo man ihn seit vielen Jahren als einen der ausgezeichnetsten Bürger betrachtet. Seine langen Erfahrungen als Director der Bridgeport-Bank machen ihn besonders fähig für die Stellung, welche er jetzt einnimmt, und die Pequonnock-Bank hat vom Tage ihrer Eröffnung an die Geschäfte auf die ehren-

hafteste und rechtlichste Weise geführt, die sowohl zum pecuniären Nutzen der Actieninhaber, als auch zur Zufriedenstellung ihrer Kunden gedient hat.

Der Credit dieses Instituts ist bei verschiedenen Gelegenheiten ohne die geringste Gerechtigkeit oder Ursache angegriffen worden. Bei wenigstens einer Gelegenheit zielte der Angriff auf Gelderpressung, aber da dies eine Operation ist, welche ich nie gestattete und nie gestatten werde, so war der Versuch natürlicherweise wirkungslos. Als der letzte Versuch gemacht wurde, die Solidität dieses Instituts zu verdächtigen, geschah dies durch den Berichterstatter einer Banknoten-Liste, und ohne mich mit den Directoren oder jemand Anderem zu besprechen, verbürgte ich mich in den Zeitungen freiwillig mit meinem ganzen Privatvermögen für die Einlösung ihrer sämmtlichen Noten. Da der „Berichterstatter" sah, daß er an den Unrechten gerathen war, so gab er sofort ein Extrablatt heraus, in welchem er zurücknahm, was er am Tage vorher gesagt hatte, und das Publikum benachrichtigte (was es schon wußte), daß die Pequonnock-Bank ein sicheres und solides Institut sei.

Das neuenglische Banksystem ist sowohl für den Actionär, wie für den Noteninhaber ein eben so sicheres, wie wahrscheinlich irgend ein anderes jemals erdachtes. Es ist die Pflicht der Bankcommissaire, vor Allem darauf zu sehen, daß die Actien nicht von einem

Capitalisten oder einer Clique monopolisirt, sondern gehörig unter alle Bewerber vertheilt werden. Die Gesetze von Connecticut verbieten, daß der Director einer Bank direct oder indirect deren Schuldner für eine größere Summe als fünftausend Dollars sein darf. Die vielfachen, weiteren Beschränkungen und Verwehrungen, welche in diesem Staate in Bezug auf den Betrag des vorräthig zu haltenden Baarfonds gelten, die nothwendigerweise von dem Cassirer jeder Bank zu gebenden Geschäftsberichte, die persönliche Beaufsichtigung dieses Instituts durch die Staatscommissaire und dergleichen mehr, haben sich in allen Fällen, wo von Seiten der Commissaire keine augenscheinliche Nachlässigkeit stattgefunden hat, als heilsam und genügend erwiesen. Es werden jedoch manchmal Gesetzgeber erwählt, die nicht damit zufrieden sind, es beim Guten, Alten zu lassen, und welche fühlen, daß sie Etwas thun müssen, um sich auszuzeichnen und daher fangen sie gewöhnlich damit an, daß sie an den Cursen herumflicken und die Nase in die Bankangelegenheiten stecken.

Der gesetzgebende Körper von Connecticut gab im Jahre 1854 mehrere unweise und überflüssige Gesetze in Bezug auf die Banken. Sie dienen nur dazu, das Interesse, sowohl der Entleiher als auch der Actieninhaber zu beeinträchtigen, und werden, wenn man sie nicht bald wieder aufhebt, für die Fabriks- und Kaufmannswelt, deren Gedeihen von geeigneten

Bank-Erleichterungen sehr abhängig ist, die Ursache großer Verlegenheiten, wo nicht Verluste sein.

Eine neue Stadt — Ost-Bridgeport.

Im Jahre 1851 kaufte ich von William H. Noble, Esq. von Bridgeport, die ungetheilte Hälfte des Grundstückes seines verstorbenen Vaters, welches aus fünfzig Ackern Landes auf der Ostseite des Flusses, Bridgeport gegenüber, bestand. Wir beabsichtigten daraus den Kern einer neuen Stadt zu machen, welche nach unserem Dafürhalten in Folge vieler, ihr eigenthümlichen Vortheile bald aufgebaut werden konnte.

Ehe wir jedoch unseren Plan vor die Oeffentlichkeit brachten, kauften wir noch einhundertundvierundsiebenzig Acker, welche an unser Eigenthum anstießen, dann theilten wir das ganze Grundstück in regelmäßige Straßen ab und besetzten dieselben mit Bäumen, indem wir ein schönes Wäldchen von sechs bis acht Ackern zurückbehielten, welches wir einzäunten und in einen öffentlichen Park verwandelten. Nun begannen wir je den zweiten Bauplatz zu dem nämlichen Preise zu verkaufen, welchen uns das Land im Acker gekostet hatte. Unsere Verkäufe wurden stets unter der Bedingung abgeschlossen, daß binnen einem Jahre, vom Tage des Verkaufes, ein zweckentsprechendes Wohnhaus, ein Laden oder eine Fabrik errichtet werden sollte, daß jedes Gebäude in gewisser Entfernung von der Straße, in einem von uns ge-

billigten Bauſtyle aufgebaut würde, daß man die Anlagen mit paſſenden Zäunen verſähe, und ſie reinlich und in gutem Zuſtande erhalte, nebſt anderen Bedingungen, welche den Platz achtbaren Bewohnern wünſchenswerth machen, und zum allgemeinen Beſten aller Derjenigen dienen mußten, die ſich in der neuen Stadt anſiedelten.

Das ganze Grundſtück beſteht aus einer ſchönen, erhöhten Ebene, die kaum eine halbe Meile von dem Mittelpunkte der Stadt Bridgeport entfernt liegt, und nur durch den Mangel an Communicationsmitteln dem Verkehr vorenthalten worden war. Es wurde eine neue Brücke für die Fußgänger gebaut, um den Ort mit der Stadt Bridgeport zu verbinden und eine uns zugehörige Brücke wurde dem Publikum gratis eröffnet. Wir erlangten ferner vom geſetzgebenden Körper des Staates die Bewilligung, zwiſchen den beiden ſchon vorhandenen Brücken noch eine zu errichten, und wir erbauten kraft dieſer Bewilligung mit einem Aufwand von ſechzehntauſend Dollars eine ſchöne bedeckte Zugbrücke, welche wir gleichfalls dem Publikum gratis eröffneten. Wir erbauten eine große und elegante Wagenfabrik und vermietheten ſie an eine Geſellſchaft junger Wagenbauer. Dies war eins der erſten dort errichteten Gebäude und wurde am 1. Januar 1852 in Gebrauch genommen.

Dieſes Gebäude wird jetzt von den Herren Brewſter bewohnt. In neuerer Zeit iſt in der neuen

Stadt durch die Herren Hubbell und Haight ein ähnliches Etabliſſement errichtet worden. Man glaubt, daß in Bridgeport mehr Wagen erbaut werden, als in irgend einer andern Stadt der Vereinigten Staaten, und es iſt nicht zu viel geſagt, wenn ich behaupte, daß auf der Welt keine beſſeren Familienequipagen gebaut werden, als jährlich in Oſt-Bridgeport in großer Anzahl ihre Vollendung finden. Ferner wird jetzt eine ungeheure Uhrenfabrik, welche unter dem Namen der „Terry und Barnum Fabrikgeſellſchaft" bekannt iſt, mit einem Actiencapital von einhunderttauſend Dollars errichtet. Dieſe allein wird unſerer neuen Stadt ſechshundert Einwohner zuführen. Der Präſident der Geſellſchaft iſt Theodor Ferry, früher bei der Anſonia-Uhren-Geſellſchaft, ein mit dem Geſchäft vollkommen vertrauter Mann. Dies Etabliſſement wird monatlich mehr als fünftauſend Wanduhren fabriciren.

Außer der Erleichterung, welche wir den Käufern zur Erlangung der Bauplätze zu einem bloßen Nominalpreiſe gewährten, haben wir die Hälfte, zwei Drittel und häufig den ganzen, zur Errichtung ihrer Gebäude nöthigen Betrag vorgeſchoſſen, wobei wir ihnen geſtatteten, uns in Summen von fünf Dollars nach ihrer Bequemlichkeit wieder zu bezahlen. Dies hat Viele in den Stand geſetzt, ſich eine Heimath zu verſchaffen und ſie ſchließlich zu bezahlen, welche ſonſt eine ſolche nicht hätten erlangen können. Wir erwar-

teten natürlicherweise unsern Gewinn allein von dem Steigen des Werthes der zurückbehaltenen Bauplätze, das nach unserer Ueberzeugung sicher eintreten mußte.

Diese außerordentlichen Erleichterungen veranlaßten natürlicherweise Viele, sich in der neuen Stadt anzubauen und dieselbe wächst jetzt mit einer, in diesem Theile unseres Landes selten, wenn überhaupt jemals gesehenen Schnelligkeit. Jetzt, wo ich dieses schreibe, sind erst zwei und ein halb Jahr verflossen, seitdem das erste Gebäude auf unserem Eigenthum errichtet worden ist, und es sind schon Wohnhäuser, Kaufläden, Fabriken u. s. w. vorhanden, welche zusammen fast eine Million Dollars gekostet haben. Es ist eine schöne Kirche und ein Schulhaus errichtet worden, und Bauplätze, die vor zwei Jahren für zweihundert Dollars gekauft worden sind, würden jetzt ohne die Gebäude eintausend bis zweitausend Dollars einbringen.

Diese Speculation kann mit gutem Recht eine einträgliche Philanthropie genannt werden. Ich bot vor einiger Zeit Mr. Noble für seinen Antheil an dem Grundstück sechszigtausend Dollars über den ursprünglichen Preis, und er schlug sie aus. Durch den Fleiß meines geachteten Schwiegersohnes David W. Thompson, der diesem Zweige meiner Geschäfte seine ganze Zeit widmet, wird mir viele persönliche Aufmerksamkeit auf diesen Theil meines Besitzes erspart.

Die Illustrirte Zeitung.

Im Herbst 1852 wurde mir von einigen Personen der Vorschlag gemacht, die Herausgabe eines illustrirten Wochenblattes in der Stadt New-York anzufangen. Das Feld schien für ein solches Unternehmen offen zu stehen, und ich legte zwanzigtausend Dollars als Theilhaber in Verbindung mit zwei anderen Männern, die als stille Compagnons jeder zwanzigtausend Dollars einschossen, in dem Unternehmen an.

Einen Monat nach dem Erscheinen der ersten Nummer der „Illustrirten Zeitung", welche am 1. Januar 1853 ausgegeben wurde, hatte unser wöchentlicher Absatz die Höhe von siebenzigtausend Exemplaren erreicht. Es erhoben sich jedoch fortwährend neue und für Neulinge im Geschäft fast unüberwindliche Schwierigkeiten; und da meine Associés durch die beständige, außerordentliche Anstrengung ermatteten und entmuthigt wurden, so wünschten sie am Ende des ersten Jahres dringend, das Unternehmen aufzugeben. Die Holzschnitte und die Kundschaft des Geschäfts wurden an den Eigenthümer von Gleason's Pictorial in Boston verkauft, der unsre Subscribentenliste mit der seinigen verschmolz. Ich ging aus diesem Unternehmen ohne Verlust hervor.

Der New-Yorker Crystallpalast.

Als im Jahre 1851 der Gedanke einer Weltausstellung in New-York zuerst auftauchte, wurde ich

von Mr. Riddell und den anderen Entwerfern des Planes besucht und aufgefordert, mich mit ihnen zu dessen Ausführung zu vereinigen. Ich lehnte es ab, und führte als Grund an, daß ein solches Project meines Erachtens übereilt sei. Ich fühlte, daß es seinem Londoner Vorbilde viel zu schnell folgte, und versicherte den Erfindern, daß ich nur sichern Verlust dabei sehen könne. Der Plan wurde jedoch ausgeführt und die Bewilligung des gesetzgebenden Körpers von New-York erlangt. Das Gebäude wurde auf einem Platze (dem Reservoir Square) errichtet, welchen die Stadt New-York der Gesellschaft für einen Dollar jährlich verpachtete. Diese Lage, vier Meilen vom städtischen Rathhause, genügte schon allein, das Verderben des Unternehmens zu sichern. Die Actien vergriffen sich jedoch schnell, und der Crystallpalast wurde dem Publikum im Juli 1853 eröffnet. Es wurden viele tausend Fremde nach New-York geführt, und wie nachtheilig das Unternehmen auch für die Actionaire ausgefallen sein mag, so ist es doch augenscheinlich, daß der allgemeine Wohlstand der Stadt weit über die ganzen Kosten der Speculation gefördert worden ist.

Im Februar 1854 ersuchten mich sehr viele Actionaire, die Präsidentschaft des Crystallpalastes, oder wie man sagte, „der Gesellschaft für die Industrieausstellung aller Nationen" anzunehmen. Ich weigerte mich entschieden, einem solchen Projecte Gehör zu schenken, wie mein Freund und Nachbar Genin gleich-

falls that, und wir Beide verbaten uns den Gebrauch unſerer Namen in Verbindung mit dem Unternehmen.

Als wir in der Folge unſre Namen in den New-Yorker Zeitungen ſo genannt ſahen, als ob wir wahrſcheinlicher Weiſe mit einem neuen Directorium in Verbindung ſtehen würden, und da wir die Ueberzeugung hegten, daß dies geſchehe, um den Actien einen eingebildeten Werth zu geben, ſo ließen wir einen offenen Brief drucken, in welchem wir jede Abſicht, etwas mit der Leitung des Cryſtallpalaſtes zu thun zu haben, von uns wieſen, indem wir als Grund unſre Unfähigkeit, „Todte zu erwecken", anführten. Dies geſchah in gutem Glauben und meinerſeits ohne den entfernteſten Gedanken, daß ich jemals in Verbindung mit dem Unternehmen treten würde. Ich zweifle nicht, daß dies bei Mr. Genin gleicher Weiſe der Fall war.

Kurze Zeit nachher wurde ich jedoch von vielen einflußreichen Männern beſucht, und dringend um Erlaubniß gebeten, meinen Namen benutzen zu dürfen. Ich weigerte mich wiederholt und willigte endlich ſehr gegen meine Neigung ein. Nachdem ich hierauf in das Directorium gewählt worden war, wurde ich von demſelben zum Präſidenten ernannt. Ich nahm das Amt bedingungsweiſe an, indem ich mir das Recht vorbehielt, zurückzutreten, wenn ich nach genauerer Prüfung glauben ſollte, daß das Unternehmen keine Lebenskraft mehr habe.

Als ich die angeblich gegen die Gesellschaft vorhandenen Forderungen untersuchte, wurden viele derselben von Leuten, von denen ich glaubte, daß sie mit den betreffenden Thatsachen bekannt wären, für unhaltbar erklärt, während viele andre nicht geltend gemacht wurden, als man dazu aufforderte, so daß ich von ihrem Vorhandensein nicht eher etwas erfuhr, als bis ich das Amt eines Präsidenten angenommen hatte.

Ich nahm es endlich an, nur weil keine geeignete Person zu finden war, die ihre ganze Zeit und Kraft dem Unternehmen widmen wollte, und weil ich oft von den Directoren und Actionairen dringend gebeten wurde, es zum Besten der Stadt im Allgemeinen zu thun, da soviel feststand, daß die Ausstellung anfangs April 1854 bestimmt geschlossen werden würde, wenn ich das Steuerruder nicht übernehme.

Diese Betrachtungen bewogen mich zur Annahme, und ich trat mein Amt mit aller möglichen Kraft an. Um das Unternehmen vor dem Bankerott zu bewahren, schoß ich große Geldsummen zur Deckung von Schulden vor, und versuchte durch jedes zulässige Mittel eine Aufregung hervorzubringen und ihm Leben einzuflößen. Es wurde durch außerordentliche Anstrengungen, wie zum Beispiel die nochmalige Einweihung, Jullien's Monstreconcerte, die Feier der Unabhängigkeitserklärung und dergleichen zeitweilig galvanisirt, und gab mehrere Regungen anscheinenden Lebens von sich, gewöhnlich ohne materiellen Erfolg, außer daß

es Diejenigen niederwarf, die es zu vertraulich angriffen, aber es war schon lange zuvor, ehe ich es berührte, eine Leiche gewesen, und ich fand nach einem erschöpfenden Versuche, daß mein erster Eindruck der richtige gewesen, und ich, soweit meine Fähigkeit in Betracht kam, nicht im Stande war, „die Todten zu erwecken."

Ich habe niemals drei Wochen lang bei Tage und bei Nacht so schwer gearbeitet, als während meiner Präsidentschaft des Crystallpalastes, und da ich bemerkte, daß mich dessen Gläubiger als ihren Schuldner zu betrachten schienen und erwarteten, daß ich und nicht die Gesellschaft sämmtliche Verpflichtungen erfüllen würde, so trat ich im Juli zurück.

Einer der Directoren des Crystallpalastes war Horace Greely. Er war stets pünktlich bei den Directorenversammlungen, viel pünktlicher als irgend ein andres Mitglied des Directoriums. Ich äußerte oft gegen ihn, daß ich wünschte, die andern Mitglieder wären ebenso pünktlich, wie er. „Manche Leute haben niemals Zeit, ihre Verpflichtungen zu erfüllen, aber ich habe sie immer vollauf," war seine Antwort. Und dennoch kenne ich keinen Menschen der so angestrengt arbeitet und so viel in einem Jahre vollbringt, als Mr. Greely. Er kennt von Tagesanbruch bis Mitternacht keine Ruhe. Er reis't zu jeder Stunde und in allen Richtungen. Er scheint die Macht der Allgegenwart zu besitzen. Einmal finden wir die Anzeige

daß er einen landwirthschaftlichen Vortrag in Indiana hält, und ein paar Tage darauf spricht er über Mäßigkeit in Vermont, und an demselben Morgen lesen wir einen Artikel in der Tribune, in dem wir an der summarischen und wirksamen Art, wie die Sache aufgestellt und sein Gegner vernichtet wird, seine scharfe Feder erkennen.

Eines Tages wurde in der Berathung des Directoriums ein Punkt von bedeutender Wichtigkeit verhandelt, und es zeigte sich einige Aufregung.

„Ich lege immer Alles streng aus," sagte eins der Mitglieder.

„Ich lege immer Alles mild aus," sagte Mr. Greely, „und ich habe noch niemals den Grundsatz strenger Auslegung aufrecht erhalten hören, ohne daß eine Schurkerei dabei im Hintergrunde gelegen hätte."

„Ich hoffe, daß diese Bemerkung nicht persönlich gemeint ist," sagte der Director.

„Ganz und gar nicht," antwortete Mr. Greely, „ich führe nur meine Erfahrungen über diesen Gegenstand an."

In einer sehr wichtigen Hinsicht hat sich der Crystallpalast als ein einträgliches Unternehmen erwiesen. Außer der großen Verbesserung, welche er im Geschmack des Publikums für die schönen Künste hervorgerufen, und den vielen Vortheilen, welche er Fabrikanten, Erfindern u. s. w. gewährt hat, erhöhte er unzweifelhaft den Reichthum der Stadt New-York um Millionen. Gewiß

haben viele von Denen die Actien nahmen dies gethan, um ihrem Geschäft dadurch Unterstützung zu gewähren, daß sie Fremde in die Stadt brachten, und obschon sie vielleicht niemals einen Pfennig für ihre Actien erhalten haben, so würden doch zahlreiche Kaufleute, Gastwirthe u. s. w. mit Vergnügen das nämliche in Bezug auf jedes andere Unternehmen thun, welches dasselbe Resultat hervorbrächte.

Welche Verfügung schließlich über den Crystallpalast getroffen werden wird, ist mehr, als ich sagen kann. Ich besitze für keinen Dollar Actien der Gesellschaft, und habe kein besonderes Interesse an dessen zukünftiger Verwendung. Es sind vielfache Pläne vorgeschlagen worden. Einer will ihn an die Regierung der Vereinigten Staaten verkauft sehen. Ein Anderer schlägt vor, ihn nach Boston zu transportiren, ein Dritter nach Philadelphia, ein Vierter nach der Batterie und ein fünfter nach dem Rathhauspark in New-York. Mir scheint es, als ob sich die New-Yorker durch die Gleichgültigkeit mit welcher sie diesen Gegenstand stets angesehen haben, bereits mit Schmach bedeckt hätten, und daß diese Schmach bedeutend erhöht werden wird, wenn sie den Transport dieses prächtigen Gebäudes nach einer rivalisirenden Stadt jemals gestatten.

Kupferminen und dergleichen.

Die Pläne, welche mir zum Zwecke des Geld-

erwerbes vorgelegt worden sind und noch fortwährend vorgelegt werden, haben weder Maaß noch Ziel. Die Mehrzahl derselben ist so phantastisch und unausführbar, wie eine Eisenbahn nach dem Monde. Während vielleicht unter Tausenden ein Mal etwas vernünftiges gesagt wird.

Es sind mir Hunderte von Patentrechten angeboten worden, (deren Eigenthümer kaum jemals von einem geringeren Gewinne als einhundertausend Dollars und oft von fünfhundertausend Dollars bis zu einer Million sprachen), unter der Bedingung, den Gewinn zu theilen, wenn ich die Mittel, das Patent in Ausführung zu bringen, hergeben wolle.

Tausende von Ackern unbebauten Landes sind mir umsonst zur Verfügung gestellt worden, wenn ich meinen Namen hergeben wollte, um ebensoviel von derselben Art verkaufen zu helfen.

Bergmännische und andere speculative Actien ohne Zahl sind mir unter den gleichen Bedingungen angeboten worden, wobei der Plan darin besteht, einen Mann von bekanntem oder vermuthetem Reichthum zu finden, der als Lockvogel benutzt werden soll, um das Publikum zu beschwindeln.

Ich hoffe, daß ich nicht erst zu sagen brauche, daß ich mich niemals zu einer Operation dieser Art hergegeben habe und es niemals thun werde.

Das einzige bergmännische Eigenthum, welches ich jemals besessen habe, war das einer Kupfermine

in Litchfield in Connecticut, welche der nämliche Gang ist, der in Bristol dem Doctor Nott, Ehrw., dem Präsidenten des Union-Collegs in Schenectady, ein so ungeheures Einkommen gewährt hat und noch gewährt. Ich habe zehntausend Dollars an die Ausbeutung dieses Ganges gewendet, und da ich durch aufmerksame Prüfung und die Berichte zahlreicher Geologen und Mineralogen, welche denselben untersucht haben, überzeugt worden bin, daß dies eine werthvolle Mine ist, so werde ich sie zu gehöriger Zeit durch eine Actiencompagnie bearbeiten lassen, deren Mitglieder zu Geldzahlungen weder schneller verbunden noch zugelassen sein sollen, als zur Fortführung der Operationen durchaus erforderlich ist.

In neuerer Zeit fangen die Bittsteller, die „großartige Speculationen" im Auge haben, gewöhnlich ungefähr auf die folgende Art an: „Mr. Barnum, ich weiß, daß Sie stets bereit sind, einem Unternehmen beizutreten, wobei Geld in einem großartigen Maaßstabe verdient wird. Ich habe nun ein Project, mit welchem in einem Jahre zweihunderttausend Dollars zu gewinnen sind. Wenn ich es Ihnen mittheile, so verlange ich natürlich Ihr Ehrenwort, daß Sie keinen Gebrauch davon machen wollen, wenn Sie sich nicht bei der Speculation betheiligen."

Hierauf pflege ich zu antworten: „Sie irren sich sehr, wenn Sie glauben, daß ich so bereit oder begierig sei, Geld zu erwerben. Im Gegentheil, es

giebt nur Eins auf der Welt, was ich wünſche; das iſt — Ruhe. Ich bin feſt überzeugt, daß mir Ihr Projekt dieſe nicht gewähren wird, denn Sie würden ſich wahrſcheinlich nicht an mich gewendet haben, wenn Sie nicht meinen Kopf oder meinen Geldbeutel — wahrſcheinlich Beide — in Anſpruch nehmen wollten. Nun der erſtere iſt beſchäftigt. Was den zweiten anbetrifft, ſo iſt alles, was ich beſitze, bereits angelegt, und ich bin nicht geſonnen, es zu ſtören."

„O nein, mein Projekt wird wenig von Ihrer Aufmerkſamkeit und kein nennenswerthes Capital in Vergleich zu dem ungeheuren Verdienſte, der ſicherlich daraus erfolgen wird, erfordern. Es muß von einer Aktiengeſellſchaft ausgeführt werden."

„Nun, mein Freund, ehe Sie mir Ihren Plan mittheilen, erlauben Sie mir nur eine Bemerkung zu machen. Wenn Sie mir vorſchlügen, eine Actiengeſellſchaft zu errichten, um Pflaſterſteine in Diamanten zu verwandeln, mit der Ausſicht, daß ich jährlich eine Million dabei verdienen könnte, ſo würde ich doch nicht beitreten. Wenn Ihre Speculation daher nicht etwas beſſer iſt, ſo brauchen Sie mir dieſelbe nicht mitzutheilen, denn ich würde mich gewiß nicht dabei betheiligen."

Dies befreit mich gewöhnlich davon, zu hören, worin der Plan beſteht, aber nicht immer — denn es giebt Enthuſiaſten, die immer noch glauben, daß ſie

etwas hätten, was mich verlocken könnte, und darauf bestehen, es auseinander zu setzen.

Manchmal kommt ein Mann und fragt mich, wenn ich Muße haben werde. Meine Antwort ist: „Niemals, denn ich kenne die Bedeutung dieses Wortes nicht aus der Erfahrung."

„Ich wünschte auf eine halbe Stunde mit Ihnen zu sprechen, wenn Sie dieselbe entbehren können, ich habe Ihnen ein großes Project vorzulegen."

„Mein werther Herr, treten Sie ein und deuten Sie mir dessen Inhalt an, denn ich zweifle nicht, daß wir es in einer halben Minute anstatt einer halben Stunde abmachen können."

„Ich danke Ihnen, Sir. Ich bin nach der Stadt gekommen, um eine Actiengesellschaft von Capitalisten zu gründen, und Sie sind der erste, an den ich mich wende. Ich besitze funfzigtausend Acker Landes in der schönsten Lage in —"

„Das genügt, Sir. Es thut mir sehr leid, es Ihnen abschlagen zu müssen, aber ich würde das Ganze nicht als Geschenk annehmen. Ich speculire nicht mehr. Ich bemühe mich, meine Geschäfte zu vereinfachen und auf das Land zurückzukehren, wo ich Ruhe finden kann."

„Aber das Geld, das verdient werden kann."

„Ich will kein Geld verdienen, Sir. Ich habe schon genug, um meine Kinder zu verziehen, und damit ist's aus."

Ein Mann kam aus Nashville, um mich zu bewegen, im Verein mit ihm in dieser Stadt einen Kirchhof auf Speculation zu errichten. „Ich glaube nicht, daß die Leute dort schnell genug sterben würden, um es der Mühe werth zu machen," antwortete ich.

„O," erwiederte er, „das Geld soll nicht an den Bedürfnissen der Todten, sondern an dem Stolze der Lebenden verdient werden!"

Ich glaube, daß er mehr als halb Recht hatte, aber ich „dankte ergebenst".

Ein Anderer hatte einen prächtigen Plan, Passagiere auf dem Landwege auf Kameelen nach Californien zu schaffen. Ich sagte ihm, „daß ich Esel für besser hielte, als Kameele, aber daß ich keiner davon sein möchte."

Vor einem Jahre erhielt ich den nachstehenden Brief von Professor Gardner, dem berühmten neuenglischen Seifenmanne, in Begleitung eines Dutzends Stücken seiner Seife.

Providence, R.-I., 20. Oct. 1853.

„Barnum! — Ich habe weder Sie gesehen, noch Sie mich, und dennoch sind wir uns nicht fremd. Sie haben die Welt eingeseift, das habe ich auch gethan. Sie sind reich, ich nicht. Ich habe einen Plan, um Ihr Vermögen um eine halbe Million zu vermehren und Ihre Stirn mit vielen Lorbeern zu schmücken. Ich fertige bei Weitem die

beſte, jemals bekannte Seife, wie eine Million Herren und drei Millionen von Gottes größtem Werke, den ſchönen Frauen, bezeugen werden. Ich ſchicke Ihnen eine Probe, um die Wahrheit meiner Worte zu beweiſen. Verſuchen Sie dieſelbe, und wenn Sie finden, daß ich die Wahrheit ſpreche, ſo ſtecken Sie zehntauſend Dollars in das Seifengeſchäft, vereinigen Sie ſich mit mir als Aſſocié, und wir wollen in drei Jahren das ganze amerikaniſche Feſtland mit einem Gewinne von einer Million Dollars vollſtändig einſeifen.

Wenn Sie dies thun, Sir, ſo werden Sie ſich in dem Herzen des Volkes ein ihres Namens würdiges Denkmal errichten! Sie werden die Genugthuung haben, zu wiſſen, daß Sie Ihren Landsleuten eine Wohlthat erweiſen. Die Reinlichkeit ſteht der Gottſeligkeit am nächſten. Sie, Sir, können dazu beitragen, wenigſtens zehntauſend Ihrer ſchmutzigen Mitbürger zu ſäubern und zu reinigen. Dies iſt Ihre Pflicht gegen ſie und gegen ſich ſelbſt. Sehen Sie mein Portrait auf dem Umſchlage der Seife an, ſo werden Sie das Geſicht eines Ehrenmannes erblicken. Senden Sie mir eine Anweiſung auf fünftauſend Dollars und nächſte Woche fünftauſend Dollars. Dieſes neue Capital wird mich in den Stand ſetzen, die Nachfrage nach meiner unvergleichlichen Seife zu befriedigen, und ich werde Ihnen vierteljährlich den ſich ergebenden Ge-

winn zuschicken. Nun, alter Bursche, heraus damit, ohne Murren! Sie werden so ein allgemeiner Wohlthäter werden, und ungewaschene Millionen sollen den Ruhm Ihres Namens singen!

Meine Seife macht weiche Hände und heilt schwache Köpfe. Sie entfernt Farbe und Fett, ist unübertrefflich zum Rasiren, heilt aufgesprungene Hände oder Gesichter, und ist der Tod schlechter Zähne. Sie heilt Ausschläge (Eruptions) mit Zauberkraft. Ich zweifle nicht, daß eine gehörig angewendete, genügende Menge die Ausbrüche (Eruptions) des Vesuvs beseitigen würde.

Schreiben Sie direkt an mich nach Providence in Rhode-Island.

Ihr u. s. w.

Professor Gardner,
bekannt als der neuenglische Seifenmann."

Trotz der glänzenden Anerbietungen des „Professors" fühlte ich mich verpflichtet, sie abzulehnen und ihnen zu widerstehen. Ich versuchte jedoch seine Seife und fand sie vortrefflich.

Bettelbriefe.

Ich erhalte zahllose Bettelbriefe, und mehr als die Hälfte derselben fängt in folgender Weise an:

„Sir, Sie werden ohne Zweifel überrascht sein,

einen Brief von mir, einem Fremden, zu erhalten, aber da ich gelesen und gehört habe," u. s. w. Während ich in der That „überrascht" sein sollte, wenn der Brief nicht von einem Fremden wäre, und noch mehr, wenn es nicht ein Brief wäre, in welchem er um Geld bäte.

Die geforderten Summen betragen von einhundert Dollars bis zehntausend Dollars, und wenn der Vorschlag gemacht wird, das Geld zu leihen, so besteht immer die gebotene Sicherstellung in „meinem Ehrenworte" oder „einer Lebensversicherungspolice". Viele Leute glauben, daß letzterer Artikel so gut wie Gold sei.

Eines Tages besuchte mich ein Fremder, um fünftausend Dollars auf drei Jahre zu leihen. Er wollte sein Leben versichern und mir die Police als Sicherstellung übergeben. Ich sagte ihm, „daß er, um dem Document irgend einen Werth für mich zu geben, einen Schein unterschreiben müsse, durch welchen er sich verpflichte, am Tage vorher, ehe die Police verfiele, zu sterben, denn wenn er am Leben bliebe, so könne ich natürlicher Weise nichts dafür erhalten." Daran hatte er gar nicht gedacht und lehnte es ab, den Schein auszustellen.

Vor einem Jahre erhielt ich einen Brief von einem Manne im Westen, worin er mich ersuchte, ihm fünfzehntausend Dollars zu leihen und dieselben durch einen expressen Boten an ihn abzuschicken. Er sagte,

daß er keine Sicherstellung bieten könne, aber er beabsichtige eine Speculation zu unternehmen, welche sein Glück machen würde, wenn sie gelänge, und dann wolle er mich mit Interessen wieder bezahlen. „Aber wenn ich sie verliere," setzte er hinzu, „so würde die Summe für Sie nichts sein — Sie würden sie nicht vermissen und den Trost haben, zu wissen, daß sie bei dem Versuche ausgegeben worden wäre, einem armen Manne sein Glück machen zu helfen." Eine Nachschrift forderte mich auf, bankmäßiges Geld zu schicken.

Eine Frau schrieb mir aus Ohio und bat mich, ihr fünfhundert Dollars zu schenken, damit sie mit ihrer Familie ihre Freunde in Maine besuchen und den Sommer in Saratoga und am Niagara zubringen könne. Sie sagte, daß sie seit fünfundzwanzig Jahren in Ohio wohne, und während dieser ganzen Zeit Neu-England nicht besucht habe. „Wir sind nicht arm," setzte sie hinzu, „wir besitzen eine gute Farm, die bezahlt ist, aber wir haben kein Geld übrig, um damit Besuche zu machen, und ich bin überzeugt, daß Sie es gar nicht fühlen würden, wenn Sie uns fünfhundert Dollars schenkten. Ich höre, daß Sie diese Summe an einem einzigen Abend in Ihrem Museum einnehmen."

Ich habe weiter nichts gegen diese und ähnliche Zuschriften einzuwenden, und erwähne sie nur als

Proben aus einem in meinem Besitz befindlichen Curiositätenkabinet.

Meine Angestellten.

Um im Stande zu sein, die verschiedenartigen Unternehmungen, auf welche ich mich einließ, mit leidlichem Erfolge auszuführen, war es von der höchsten Wichtigkeit, Agenten und Gehülfen vom zuverlässigsten und geeignetsten Charakter zu erhalten. Ich bin in der Auswahl solcher Leute ganz besonders glücklich gewesen.

Mein Freund Mr. Fordyce Hitchcock ist acht Jahre lang als Hülfsleiter des amerikanischen Museums ganz unermüdlich gewesen, und hat während meiner dreijährigen Abwesenheit in Europa, sowie einige Zeit nach meiner Zurückkunft nicht allein dieses Etablissement mit der höchsten Geschicklichkeit und der vollkommensten Treue geführt, sondern auch die beinahe alleinige Leitung meiner Geldangelegenheiten, wie Capitalanlagen und dergleichen, besorgt.

Endlich etablirte er, sehr gegen meinen Wunsch und wider meinen dringenden Rath, ein Manufacturwaaren-Geschäft auf eigene Rechnung. Nach mehreren Jahren zog er sich auf das Land zurück, wo er mit zerstörter Gesundheit entschlossen zu sein scheint, seine Tage in der ehrenvollen und bescheidenen Stellung eines Landmannes zu beschließen.

Sein Nachfolger als mein Agent und Hülfsleiter

ist Mr. John Greenwood, jun., der schon seit sieben bis acht Jahren in meinen Diensten steht. Ich kann mit Vergnügen sagen, daß ich in ihm stets einen ergebenen und treuen Gehülfen, einen zuverlässigen und klugen Rathgeber, und einen Mann gefunden habe, der sich durch Höflichkeit und Redlichkeit die Achtung aller Derer erwirbt, die ihn kennen.

Er ist dem amerikanischen Publikum bereits als ein verständiger Fürsorger für seine Unterhaltung bekannt, und ich glaube, daß er in nicht gar zu langer Zeit ein wenigstens theilweiser Eigenthümer des amerikanischen Museums oder eines andern beliebten Unterhaltungs- und Belehrungs-Ortes in New-York oder anderwärts sein wird.

Wenn ich die Namen und Eigenschaften aller Derjenigen, die bei meinen verschiedenen Operationen thätig sind oder waren, nennen sollte, so würde dazu ein ganzer Band erforderlich sein, da ich während der letzten zwölf Jahre stets einhundert bis dreihundert Personen, außer Tausenden, die mittelbar bei meinen verschiedenen Unternehmungen als Gehülfen gedient haben, beständige Beschäftigung gab.

Im Jahre 1852 benachrichtigte mich Edwin T. Freedley, Esq. in Philadelphia brieflich, daß er im Begriff stehe, ein Buch unter dem Titel: „Practische Abhandlung über das Geschäftswesen" herauszugeben, und ersuchte mich, ihm eine Mittheilung zu liefern, in welcher ich die Resultate meiner Erfahrungen und

Beobachtungen zusammenfassen möchte. Ich schrieb ihm den folgenden Artikel, den er in sein werthvolles Buch unter nachstehendem Titel aufgenommen hat.

Barnum's Regeln für einen erfolgreichen Geschäftsbetrieb.

1) Wähle ein Geschäft, das Deinen natürlichen Anlagen und Neigungen entspricht. Manche Menschen sind geborne Mechaniker, andere haben eine heftige Abneigung gegen Alles, was wie eine Maschine aussieht und so fort. Der Eine hat eine natürliche Vorliebe für eine Beschäftigung. Der zweite für eine andere. „Ich bin froh, daß wir nicht Alle gleichmäßig fühlen und denken," sagte Hans Hausbacken, „denn sonst würde jeder meine Liebste, Gretchen Spinneviel, für das schönste Geschöpf auf der Welt halten, und sie würden alle auf einmal versuchen, ihr den Hof zu machen."

Ich habe nie als Kaufmann Glück gehabt. Ich versuchte es mehrere Jahre lang ohne Erfolg. Ich konnte mich nie bei einem festen Gehalte zufrieden geben, denn meine Anlage ist rein speculativ, während andere gerade das Gegentheil sind, und deshalb sollte sich Jeder die Beschäftigung wählen, die ihm zusagt.

2) Dein Wort sei Dir heilig. Versprich nie Etwas zu thun, ohne es mit der strengsten Pünktlichkeit auszuführen. Nichts hat für einen Geschäftsmann größeren Werth, als der Ruf, daß er stets halte,

was er verspricht, und dies im gehörigen Augenblick. Eine genaue Befolgung dieser Regel stellt einem Manne die Hälfte des verfügbaren Geldes im Bereiche seiner Bekannten zur Verfügung, und umgiebt ihn stets mit einem Kreise von Freunden, auf die er sich in fast jeder denkbaren Verlegenheit verlassen kann.

3) Führe Alles, was Du thust, mit ganzer Kraft aus. Arbeite, wenn es nöthig ist, früh und spät, und zu jeder Zeit daran, wende jeden Stein um, und schiebe das, was ebensogut jetzt geschehen kann, um keine Stunde auf. Das alte Sprüchwort: „Was überhaupt verdient, ausgeführt zu werden, verdient auch gut ausgeführt zu werden," ist voll Wahrheit und Bedeutung. Mancher erwirbt sich ein Vermögen dadurch, daß er seine Geschäfte vollständig besorgt, während sein Nachbar sein Lebenlang arm bleibt, weil er sie nur halb treibt. Ehrgeiz, Energie, Fleiß, Beharrlichkeit sind unerläßliche Erfordernisse zum glücklichen Erfolge in Geschäften.

4) Mäßigkeit. Genieße keine Art von berauschenden Getränken. Da Niemand im Geschäft vorwärts kommen kann, wenn er nicht den Verstand genug zur Entwerfung seiner Pläne und hinlängliche Vernunft besitzt, die ihn bei deren Ausführung leitet, so ist es — gleichviel, wie hoch begabt ein Mensch mit Geisteskräften auch sei — unmöglich für ihn ein Geschäft mit Erfolg zu leiten, wenn sein Verstand durch berauschende Getränke getrübt und seine

Urtheilskraft beeinträchtigt ist. Wie viele schöne Gelegenheiten sind ohne Wiederkehr entschwunden, während ein Mann mit einem Freunde ein „Gläschen" zu sich nahm. Wie mancher thörichte Handel ist unter dem Einflusse des Nervenreizes, der seine Opfer für den Augenblick so reich macht, geschlossen worden. Wie viele wichtige Aussichten sind auf Morgen und von dort für immer aufgeschoben worden, weil das Weinglas den Körper erschlafft, und die, für den Erfolg im Geschäftsleben so nothwendige Thatkraft abgespannt hatte. Der Gebrauch berauschender Flüssigkeiten als Getränk ist eben so gut eine Thorheit, wie das Opiumrauchen der Chinesen, und eins ist dem Glücke des Geschäftsmanns ebenso verderblich, als das andere.

5) Bewahre die Hoffnung, aber sei nicht zu schwärmerisch. Viele Menschen bleiben immer arm, weil sie zu schwärmerisch sind. Jedes Project hat für sie das Aussehen gewissen Erfolges, und deshalb gehen sie fortwährend von einem Geschäft zum andern über, sind stets im Eifer und bringen es doch nie zu etwas. Der Gedanke, das Fell des Bären zu verkaufen, ehe er todt ist, wird schon lange als Thorheit verlacht, scheint aber durch das Alter nicht zu größerer Beachtung zu gelangen.

6) Versplittere Deine Hülfsmittel nicht. Treibe nur ein Geschäft auf einmal und bleibe fest dabei, bis Du den Erfolg siehst, oder bis Du Dich

entschließest, es aufzugeben. Ein beständiges Hämmern auf einen Nagel wird ihn gewöhnlich zuletzt doch eintreiben, so daß er fest wird. Wenn Jemand seine ungetheilte Aufmerksamkeit auf einen einzigen Gegenstand richtet, so wird ihm sein Geist fortwährend nützliche Verbesserungen angeben, welche ihm entgehen würden, wenn sein Geist von einem Dutzend verschiedener Gegenstände zugleich beschäftigt würde. Es ist gar Manchem ein Vermögen durch die Finger geschlüpft, weil er sich in zu viele Beschäftigungen auf einmal eingelassen hat.

7) Verwende die richtigen Leute. Stelle nie einen Menschen mit schlechten Gewohnheiten an, wenn Du einen mit guten Eigenschaften zur Ausfüllung seiner Stelle finden kannst. Ich bin meistens außerordentlich glücklich in der Erlangung treuer und geeigneter Personen zur Ausfüllung der verantwortlichen Stellungen in meinen Geschäften gewesen, und man kann für ein solches Glück Gott kaum genug danken. Wenn Du findest, daß ein Mann zur Ausfüllung seiner Stelle entweder wegen Unfähigkeit oder einer Eigenthümlichkeit des Charakters und der Anlagen untauglich ist, so entledige Dich seiner und verläugne nicht ein elendes Dasein, in der vergeblichen Hoffnung, seine Natur zu ändern. Es ist ganz unmöglich, dies zu thun. „Man kann nicht Feigen von einem Dornenbusch pflücken.“ Er ist für einen andern Wirkungskreis geschaffen. Er suche ihn und fülle ihn aus.

8) Kündige Deine Waare an. Verbirg Dein Licht nicht unter dem Scheffel. Dein Geschäft oder Dein Beruf sei, welcher er wolle, wenn er der Unterstützung des Publikums bedarf, so kündige ihn nachhaltig und wirksam auf irgend eine Art, welche die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zieht, an. Ich gestehe offen ein, daß meine ganzen Erfolge im Leben mit Recht mehr der öffentlichen Presse, als allen andern Ursachen zusammen, zugeschrieben werden können. Es mag vielleicht Geschäfte geben, die keiner Ankündigung bedürfen, aber ich kann nicht recht begreifen, was dies für welche sind.

Geschäftsleute werden Dir manchmal sagen, daß sie es mit dem Ankündigen versucht haben, und daß es sich nicht bezahlt gemacht hat. Dies ist nur der Fall, wenn das Ankündigen sparsam und knauserig geschieht. Homöopathische Dosen von Ankündigungen werden sich freilich nicht bezahlt machen — sie gleichen einer halben Gabe Medicin, die den Patienten unbehaglich macht, aber nichts hilft. Reiche eine ganze Gabe, so wird die Kur sicher und nachhaltig sein.

Manche sagen: „sie können das Ankündigen nicht bestreiten," sie irren sich — sie können es nicht bestreiten, nicht anzukündigen. In einem Lande, wo Jedermann Zeitungen liest, muß derjenige einen dicken Schädel haben, der nicht einsieht, daß sie die billigsten und besten Vermittler sind, durch welche er zu dem

Publikum ſprechen kann, unter welchen er ſeine Kunden finden ſoll. Zeige den Anſchein von Geſchäften, ſo wird gewöhnlich die Wirklichkeit folgen. Der Bauer ſäet ſeinen Saamen und ſein Getreide und ſeine Kartoffeln wachſen während er ſchläft. Ebenſo iſt es mit den Ankündigungen. Während Du ſchläfſt oder iſſeſt, oder mit einer Partie Kunden ſprichſt, wird Deine Ankündigung von Hunderten und Tauſenden von Perſonen geleſen, die weder Dich jemals geſehen, noch von Deinem Geſchäft gehört haben, und ohne das Erſcheinen Deiner Ankündigung in den Zeitungen auch niemals etwas davon erfahren hätten.

Die Geſchäftsleute unſeres Vaterlandes verſtehen im Allgemeinen noch nicht, den Nutzen der Ankündigungen gehörig zu würdigen. Das Publikum erſtaunt manchmal, wenn es den Erfolg eines Swaim, eines Brandreth, eines Townsend, eines Genin oder eines Root ſieht, und ſpricht ſeine Verwunderung über die Schnelligkeit, mit welcher dieſe Herren zu einem Vermögen kommen, aus, ohne zu bedenken, daß derſelbe Weg Jedem offen ſteht, der ihn zu betreten wagt. Aber es iſt dazu Kraft und Vertrauen nöthig. Erſtere, um Dich in den Stand zu ſetzen, Tauſende auf die ungewiſſen Wege der Zukunft hinauszuſchicken; letzteres, um Dir zu lehren, daß ſie nach vielen Tagen zuverläſſig zurückkehren, und dem, der die Vortheile der gehörig angewendeten Druckerſchwärze zu würdigen verſteht, das hundert- oder tauſendfache mitbringen werden.

9) Vermeide unnützen Aufwand und verbrauche immer bedeutend weniger als Dein Einkommen, wenn Du es thun kannſt, ohne geradezu zu verhungern. Man braucht kein Prophet zu ſein, um zu ſagen, daß Diejenigen, die ohne einen Gedanken an ein Unglück im Leben, ihr ganzes Einkommen verbrauchen, niemals zu einer pecuniären Unabhängigkeit gelangen können.

Männer und Frauen, die daran gewöhnt ſind, jede Laune und jeden Einfall zu befriedigen, werden es anfangs hart finden, wenn ſie ihre vielfachen unnöthigen Ausgaben einſchränken ſollen, und es für eine große Entbehrung halten, in einem kleineren, als dem gewohnten Hauſe, mit weniger koſtbaren Möbeln, beſchränkterer Geſellſchaft, beſcheidenerer Kleidung, einer geringeren Anzahl von Bällen, Luſtparthien, Theaterbeſuchen, Ausfahrten, Vergnügungsreiſen, beſchränktem Cigarrenrauchen, Liqueurtrinken u. ſ. w., u. ſ. w. zu leben, aber, wenn ſie es nur verſuchen wollen, ein Neſtei oder mit anderen Worten nach Beſtreitung aller Ausgaben eine kleine Geldſumme bei Seite zu legen, ſo werden ſie durch das Vergnügen überraſcht werden, welches ihnen die fortwährende Vermehrung ihres kleinen Häufchens, ſowie die ſparſamen Gewohnheiten, welche mit der Erlangung dieſes eigenthümlichen Vergnügens verbunden ſind, gewähren.

Der alte Anzug und der alte Hut und das Kleid werden noch für ein anderes Jahr ausreichen. Das

Brunnen- oder Quellwasser wird besser wie Champagner schmecken, ein tüchtiger Spaziergang wird erheiternder sein, als eine Fahrt in der schönsten Equipage, eine gesellige Unterhaltung, eine abendliche Vorlesung im Kreise der Familie, eine Stunde „Thalerwenden" oder „Blindekuh-Spiel" wird angenehmer sein, als eine fünfzig oder fünfhundert Thaler Parthie, wenn der Unterschied in den Kosten von Denjenigen, die das Vergnügen des Sparens zu kennen anfangen, in Anschlag gebracht wird.

Tausende werden in Armuth erhalten und Hunderttausende versinken in dieselbe, nachdem sie vollkommen genug erworben haben, um sie ganz gut während ihres Lebens zu erhalten, weil sie ihren Lebensplan nach einem zu großartigen Maßstabe anlegen. Es giebt in unserem Lande Familien, die jährlich zwanzigtausend Dollars und viele, die noch viel mehr ausgeben, und die kaum wissen würden, wie sie mit einer geringeren Summe auskommen sollten.

Der Reichthum ist eine viel schwerere Feuerprobe als die Armuth, vorzüglich plötzlicher Reichthum, „wie gewonnen, so zerronnen" ist ein altes, wahres Sprüchwort. Der Stolz, wenn ihm freier Spielraum gestattet wird, ist der große, unvertilgbare Krebs, der das innerste Mark des weltlichen Besitzes eines Menschen verzehrt, sie mögen groß oder klein sein, Hunderte oder Millionen betragen. Viele Menschen fangen sofort, wenn sie reich zu werden beginnen, an,

Ausgaben für Luxus-Artikel zu machen, bis ihre Ausgaben nach kurzer Zeit die Einnahmen verschlingen, und sie durch ihre lächerlichen Anstrengungen, den Schein zu wahren und „Aufsehen zu erregen" ruinirt werden.

Ich kenne einen vermögenden Mann, der sagt, daß, als er anfing reich zu werden, seine Frau durchaus ein neues und elegantes Sopha haben wollte. „Dieses Sopha," sagte er, „hat mir dreißigtausend Dollars gekostet." Das Räthsel läßt sich folgendermaßen erklären.

Als das Sopha in's Haus kam, hielt man es für nöthig, passende Stühle, dann Schränke, Teppiche und Tische anzuschaffen, „die nicht dagegen abstachen," und so fort durchs ganze Meublement, bis es sich zuletzt zeigte, daß das Haus selbst viel zu klein und altmodisch für die Meubles war, und ein neues gebaut wurde, das zu dem Sopha und seinen Anhängseln paßte, „so daß sich," setzte mein Freund hinzu, „eine Ausgabe von dreißigtausend Dollars ergab, die durch jenes einzige Sopha verursacht wurde, und mir in Gestalt von Bedienten, Equipagen und den zur Führung eines „großen Hauses" nöthigen Aufwand einen jährlichen Geldabfluß von eilftausend Dollars aufbürdete, wobei wir bald uns doch einschränken mußten, während wir zehn Jahre früher mit viel größerer, wirklicher Behaglichkeit, weil mit viel geringeren Sorgen von eben so vielen Hunderten leb-

ten. Es steht fest," fuhr er fort, „daß mich jenes Sopha unvermeidlich zum Bankerott gebracht haben würde, wenn mich nicht eine ganz beispiellose Folge von Glücksfällen davor bewahrt hätte."

10) Verlasse Dich nicht auf Andere. Dein Glück muß allein von Deinen persönlichen Anstrengungen abhängen. Baue nicht auf den Beistand von Freunden, sondern beherzige, daß Jeder der Schmied seines eigenen Glückes sein muß.

Bei gehöriger Aufmerksamkeit auf die vorstehenden Regeln und diejenigen Beobachtungen, welche ein verständiger Mensch in seiner eigenen Erfahrung macht, wird meines Erachtens der Weg zur Selbstständigkeit im Allgemeinen nicht schwierig gefunden werden.

Rückblick.

Beim Ueberblick des bunten Lebens, welches auf den vorliegenden Blättern beschrieben ist, werde ich vielleicht mit einigen meiner strengeren aber sehr würdigen Leser in Bezug auf den Werth und die Bedeutung dieses Lebenslaufes und den Grad der Achtung, welchen ich, wie es zeigt, mir mit Recht bei dem Publikum erworben habe, nicht übereinstimmen. Ich werde jedoch, selbst auf die Gefahr hin, daß man mich der Selbstsucht beschuldige, meine aufrichtige Meinung darüber aussprechen.

Es wird von beobachtenden und nachdenkenden Männern allgemein anerkannt, daß der Hauptfehler

unserer amerikanischen Civilisation in einem starren, mühevollen, praktischen Wesen besteht — einem praktischen Wesen, das nicht lobenswerth ist, weil es den wirklichen Zweck des Lebens aus dem Auge verliert, und sich auf einen trocknen und technischen Begriff der Pflicht und eine schmutzige Gier nach Erwerb beschränkt — ohne im geringsten die nothwendigen und geeigneten Erholungen und Freuden, welche in anderen Ländern, selbst mit dem bescheidensten Berufe verknüpft sind, zu berücksichtigen. Wenn es in den katholischen Staaten von Europa zu viele Feiertage giebt, so findet bei uns gerade der entgegengesetzte Fehler statt, wir haben gar keinen. Die Folge hiervon ist, daß wir bei der allgemeinsten, jemals bei einem Volke bekannten Verbreitung der Mittel zum Glück unglücklich sind. „Die Primel am Ufer des Baches" zieht, wenn der Beschauer keine Idealität besitzt, die Aufmerksamkeit des Amerikaners nicht auf sich. Die Blume ist ihm eine Primel und nichts weiter.

Unsere Landsleute aus den Mittelklassen erben mit ihren Ueberlieferungen und Gewohnheiten in einem zu hohen Grade nur eine Fähigkeit für die werthlosesten und unverständigsten Genüsse und ihre Neigung zur Unmäßigkeit und damit verwandten Lastern ist oft und auf das Ueberzeugendste, als die natürliche Folge unseres bedauernswürdigen Mangels an unschuldigen und vernünftigen Vergnügungen dargestellt worden. Ich beabsichtige nicht, als ein Philosoph auf-

zutreten, aber der ehrwürdige und berühmte Name Channing — der durch Weisheit, Wohlthätigkeit, Frömmigkeit und Sittenreinheit eben so erhaben ist, wie durch einen, in seinem Glanze unübertroffenen Ruf im Privat- wie im öffentlichen Leben — möge zur ernsten und unwidersprechlichen Unterstützung dieser Ansicht aufgerufen werden, und ich glaube, daß es in unserem Vaterlande in Bezug auf Moral und Gesellschaft, und besonders auf das schwierige Thema, welches er in dem edelsten Werke seines Geistes der Abhandlung „über die Verbesserung der arbeitenden Classen der Gesellschaft" so bewundernswürdig ausgeführt hat, keine höhere Autorität gegeben haben kann.

Als Geschäftsmann ist es unzweifelhaft mein Hauptzweck gewesen, meinen Beutel mit Geld zu füllen. Es gelang mir, über meine höchste Erwartung, und ich bin zufrieden, aber, was ich hier gesagt habe, wird den Leser auf das vorbereiten, was ich für einen gerechten und vollkommen begründeten Anspruch halte, nämlich, daß ich in einer, selten in der Geschichte angeblicher und berufsmäßiger Philanthropen zu findenden Ausdehnung ein Wohlthäter des Gemeinwesens war.

Meine reisenden, naturhistorischen Museen sind die größten und anziehendsten, jemals in den Vereinigten Staaten gezeigten gewesen, und kein Schriftsteller und selbst keine Universität hat jemals so viel

zur Verbreitung der Kenntniß der verschiedenen Gestalten und Arten des thierischen Lebens beigetragen. Diese sind nebst meinen Museen in New-York, Philadelphia und Baltimore die hauptsächlichsten Mittel gewesen, durch welche ich die Menge unterrichtete.

Man wird nicht leugnen, daß ich zur Erhöhung und Verfeinerung des musikalischen Geschmacks in unserem Vaterlande mehr als irgend ein Lebender gethan habe. Indem ich Jenny Lind nach den Vereinigten Staaten brachte, begründete ich ein neues Zeitalter für die schönste und bildendste aller schönen Künste, und gewährte sowohl den Gebildeten und Reichen, als auch den Mittelklassen einen höheren Genuß als jemals aus dem Unternehmen eines andren, einzelnen Menschen geschöpft worden ist.

Ich will mich auf keine weitere Wiederholung der Wohlthaten, welche ich meinen Landsleuten als Beförderer ihrer Belohnung und ihres Glückes erwiesen habe, während ich meinen Hauptzweck des Gelderwerbs verfolgte, einlassen. Der einzige Vorwurf, den man mir in dieser Hinsicht machen wird, besteht darin, daß ich eben nur meinen Beruf erfüllt habe. Ich gebe es zu. Ich habe meine Sehenswürdigkeiten und meine Künstler mit allem Scharfsinn, dessen ich fähig war, angekündigt. Mein Interesse bedingte dieses Verfahren, und es war meine Pflicht, meinen Vortheil auf jede zulässige Art zu befördern. Es kann jedoch Niemand behaupten, daß er jemals für den Eintritt zu

einer meiner Schauſtellungen mehr bezahlt hat, als ſein Eintrittsgeld für ihn werth war. Wenn der Anblick meines „Niagara-Falles" nicht fünfundzwanzig Cents werth war, ſo war doch das Recht, das großartigſte und werthvollſte Muſeum unſres Welttheils zu ſehen, für Jeden, der durch die Ankündigungen dieſes ſinnreichen Wortes in daſſelbe gelockt wurde, mehr als das Doppelte werth, und ich möchte den Moraliſten oder den Chriſten ſehen, der glaubt, daß mein Gönner mit ſeinem Gelde in der Schnapskneipe oder an irgend einem anderen ähnlichen Orte, wo er Unterhaltung erkaufen könnte, eben ſo gut angekommen wäre.

Ich könnte hier dieſes Buch in der Hoffnung, daß das Unterhaltende in einem Theile deſſelben einen Erſatz für die Langweiligkeit des andern gewähren dürfte, ſchließen, aber ich muß mein eigenes Verlangen und vielleicht die Neugierde dadurch befriedigen, daß ich eine kurze Geſchichte meines gegenwärtigen Wohnorts hinzufüge. Dieſer heißt:

Iraniſtan.

Als ich im Jahre 1846 fühlte, daß das Glück mir zu lächeln fortfuhr, fing ich an, auf den zukünftigen Zeitpunkt zu blicken, wo ich mich aus dem Strudel der Aufregung zurückziehen, und mit meiner Familie beſtändig niederlaſſen könnte, um den Reſt meines Lebens in verhältnißmäßiger Ruhe zu verbringen.

Ich wünſchte in der Entfernung von ein Paar

Meilen von New-York zu wohnen. Ich habe nie eine köstlichere Lage gesehen, als an den Ufern des Long-Island-Sundes, zwischen New-Rochelle in New-York und New-Haven in Connecticut, und meine Aufmerksamkeit wendete sich daher nach dieser Richtung. Bridgeport schien ungefähr die gehörige Entfernung von der großen Weltstadt zu haben. Es liegt angenehm, am Zusammentreffen zweier Eisenbahnen, welche die fruchtbaren Thäler des Naugatuck und Hudson durchschneiden. Der Unternehmungsgeist, welcher die Stadt characterisirt, schien sie als bestimmt an Umfang und Wohlstand die Erste des Staates zu werden, zu bezeichnen, und ich zögerte nicht lange, mich unter der Zustimmung meiner Frau dahin zu entscheiden, daß wir unsern festen Wohnsitz in dieser Gegend nehmen wollten.

Zu diesem Zwecke kaufte ich siebenzehn Acker Landes, die weniger als eine Meile westlich vom Mittelpunkte der Stadt entfernt lagen, und eine schöne Aussicht auf den Sund gewähren. Obgleich mein Wohnsitz dem Namen nach zu Bridgeport gehört, so liegt er doch eigentlich in Fairfield, wenige Schritte westlich von der Grenze von Bridgeport.

Als ich mich über die Art des zu errichtenden Hauses entschied, beschloß ich, zuerst und vor Allem die Bequemlichkeit und Behaglichkeit zu Rathe zu ziehen. Ich machte mir wenig aus der Bauart und meine Frau noch weniger, aber da wir ein gutes Haus zu haben wünschten, so konnte es eben so gut zu gleicher

Zeit einzig in seiner Art sein. Ich gestehe, daß ich hierbei „ein Auge auf's Geschäft" richtete, denn ich glaubte, daß ein schönes Gebäude von neuer Bauart indirect als Ankündigungsmittel meiner verschiedenartigen Unternehmungen dienen könne.

Als ich Brighton besuchte, fand ich großen Gefallen an dem von Georg IV. errichteten Pavillon. Er war das einzige Muster orientalischer Architectur in England, und hatte noch nicht in Amerika Eingang gefunden. Ich beschloß, dieselbe zu befolgen, und ließ mir von einem Londoner Architecten eine Anzahl Zeichnungen nach Art des Pavillons liefern, die jedoch hinreichend verschieden waren, um für den, zu meinem Hause gewählten Platz zu passen. Bei meiner ersten Rückkehr nach den vereinigten Staaten brachte ich diese Zeichnungen mit, engagirte einen tüchtigen Architecten und Baumeister, und gab ihm die Anweisung, die Arbeit nicht „im Accord", sondern „im Taglohn" anzufangen, und weder Zeit noch Kosten zur Errichtung eines behaglichen, bequemen und geschmackvollen Hauses zu sparen.

Das Ganze wurde endlich zu meiner Zufriedenheit vollendet. Meine Familie zog in das Haus, und am 14. November 1848 halfen uns fast tausend eingeladene Gäste, arme und reiche, bei dem altmodischen Gebrauche des Einzugsschmaußes.

Als der Name **Iranistan** verkündet wurde, syllabirte ein spaßhafter Neuyorker Redacteur den-

selben: I ran — I stan und gab dafür folgende Erklärung: „Ich rannte lange Zeit, ehe ich Stand (halten konnte.)" Richtiger bedeutet der Name jedoch: „Orientalischer Landsitz" oder poetischer „Orientalische Villa."

Es verlangt mich nicht danach, den ganzen Kostenbetrag zu berechnen. Ich wünsche weiter nichts zu wissen, als daß ich damit zufrieden bin, was für mich von geringer Wichtigkeit sein würde, wenn meine Familie nicht ebenfalls damit zufrieden wäre.

Ich habe auf diesen Blättern meine Frau und Kinder selten erwähnt, aber sie sind mir stets theurer gewesen, als alles Andere auf der weiten Welt, und in Armuth oder Ueberfluß ist mir kein Ort auf Erden jemals so anziehend gewesen, als meine Heimath.

Meine Kinder sind sämmtlich Töchter. Carolina E., die älteste, ist am 27. Mai 1833 geboren und am 19. October 1852 mit Mr. David W. Thompson vermählt worden*). Sie wohnen wenige Schritte westlich von Iranistan. Der Geistliche, welcher sie verband, war mein geehrter Freund Mr. Ballou, Ehrwürden, dessen schöne Fähigkeiten nur der Genialität seines Geistes gleichkommen. Er lebte damals in Bridgeport, ist aber seitdem nach Hartford gezogen. Helene N., meine zweite Tochter, ist am 18. April

*) Der Name ihres einzigen Kindes ist Frances Barnum Thompson, geboren am 27. December 1853.

1840 geboren. Frances J., die dritte, wurde am 1. Mai 1842 geboren und starb am 11. April 1844. Pauline F., die vierte, ist am 1. März 1846 geboren.

Ich hätte an einer andern Stelle erwähnen sollen, daß das Grundstück, auf welchem meine Villa errichtet wurde, beim Ankauf ein nacktes Feld war. Ich verpflanzte viele hundert Obst- und Waldbäume, und Acker voll immergrüner Gewächse und Gebüsche, und habe so in wenigen Jahren die Umgebung mit einer Zierde versehen, die im gewöhnlichen Verlaufe des Wachsthums ein Menschenalter erfordert haben würde. Ich hoffe, daß ich nach diesem Allen nicht für anmaßend gelten werde, wenn ich die Worte Sir William Temple's anführe:

„Der Maßstab einer guten Wahl besteht darin, daß dem Menschen das, was er gewählt hat, gefällt, was bei mir, Gott sei Dank! der Fall ist, und obgleich Bauen und Pflanzen unter den Thorheiten meines Lebens nicht die geringsten gewesen sind, und mir mehr gekostet haben, als ich einzugestehen wage, so bin ich doch durch die Schönheit und Zufriedenheit dieses Zufluchtsortes vollständig belohnt worden, wo ich, seitdem ich den Entschluß faßte, nie wieder ein öffentliches Amt anzunehmen, fünf Jahre zugebracht habe, ohne jemals nach der Stadt zu gehen, obgleich ich dieselbe fast sehen kann, und dort stets ein Haus zu meiner Aufnahme in Bereitschaft steht."

Ich habe mich noch nicht ganz von den Ge-

schäften zurückgezogen, obgleich ich später meine Aufmerksamkeit hauptsächlich dem amerikanischen Museum und meinen Interessen in Bridgeport zu widmen gedenke. Ich bin oft in New-York, und gelegentlich in anderen großen Städten, aber ich bin niemals glücklicher, als wenn ich zu meinem Heimwesen zurückkehre. Ich schreibe die Schlußzeilen meiner Selbstbiographie am sechsten Jahrestage des Einzugsschmauses, und mein Herz ist voll Dank gegen Gott. Ich bin zu Hause, im Schooße meiner Familie, und die „Heimath" und die „Familie" sind die höchsten und ausdrucksvollsten Symbole des Himmelreichs.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.